

Maximilian Schmidt

Das Fräulein von
Lichtenegg

Bibliothek Alexandria

www.alexandria.de

Autor: Maximilian Schmidt, genannt Waldschmidt
(1832 - 1919)

Titel: Das Fräulein von Lichtenegg
(Volkserzählung , 1856/1863)

Druckausgabe: --

Digitalisierung: Christian König

**Korrektur und
Layout:** Ralf Wilhelm Eichinger

Quelle eBook: Online-Bibliothek <http://www.alexandria.de/>

Copyright: Public Domain (gemeinfrei)

Meinen lieben Enkeln
Maximilian und Hermann Schmidt
genannt Waldschmidt
mit herzlichem Gruße
zugeeignet.

Inhaltsverzeichnis

I.	4
II.	8
III.	15
IV.	33
V.	52
VI.	61
VII.	73
VIII.	77
IX.	84
X.	96
XI.	117
XII.	131
XIII.	137
XIV.	145
XV.	151
XVI.	156

I.

In einer der anmutigsten Gegenden des bayerischen Waldes, wo die in lieblichen Thälern daherfließenden Gewässer des Chambs- und Freibaches sich vereinigen, liegt auf einem kegelförmigen Vorsprunge des von beiden Bächen eingeschlossenen Bergrückens, gleichsam als Mittelpunkt dieser Landschaft der Marktflecken Eschlkam, welcher mit seinem stattlichen Kirchturme und den über den Bergrücken sich ausbreitenden Häusern weithin sichtbar ist.

Nach diesem Orte kamen zu Anfang der fünfziger Jahre an einem schönen Sommernachmittag sonntags während der Vesperzeit, zwei junge Jäger. Sie hatten schön gestickte Jagdtaschen und feine Doppelflinten umhängen, und trugen, mit Federn geschmückte, grüne Hüte, welche zu der sonst einfachen, aber geschmackvollen Kleidung recht gut paßten. Der eine war ein hoher, schlanker Mann. Sein schönes Gesicht war von auffallender Blässe, welche durch sein etwas langes, schwarzes Haar, ein Schnurrbärtchen und zwei große, dunkle Augen noch mehr hervorgehoben wurde. Er war ein angehender Arzt und nannte sich Adalbert Woogen. Der andere, etwas kleiner und von untersetztem Körperbaue, hieß Ortolf Binnfeld und war Offizier. Er hatte blonde, krause Haare und ein dichter Backenbart umgab sein von der Sonne verbranntes, heiteres Gesicht. Auf diesem Gesichte drückten sich die freudigen Empfindungen aus, von welchen das Herz des jungen Mannes erfüllt war bei dem Anblicke seiner geliebten, lang entbehrten Heimat. Er brach oft in Ausrufe der Freude aus; süße Erinnerungen häuften sich zahllos auf einander und in glücklichster Stimmung versicherte er seinem Freund, daß diese Stunde eine der schönsten seines Lebens sei. Adal-

bert ging schweigend, fast in sich gekehrt, neben ihm her, nur hie und da erheiterte ein leichtes Lächeln seine schönen Züge, auf welchem sonst der Ausdruck einer trüben Gemütsstimmung lag. So betraten die Männer den kleinen Flecken, den Zielpunkt ihrer Vergnügungsreise.

Der sonst so regsame Ort schien ganz leblos. Wie es auf dem Lande fast überall der Fall, schließt die Kirche während des Gottesdienstes die ganze fromme Gemeinde in sich ein, und die inzwischen im Orte herrschende feierliche, oft unheimliche Stille wird nur hie und da durch das Gebell eines wachsamen Kettenhundes oder durch die langweiligen Schritte des Ortshüters unterbrochen.

„Du wirst hier keinen einzigen Bekannten mehr finden, guter Ortolf,“ sagte Adalbert; „denn in diesem Orte scheint ja alles wie ausgestorben!“

„Nur Geduld, Adalbert!“ entgegnete der andere. „Alles wird in der Kirche sein, und wir wollen unseren Weg dahin nehmen. Für mich ist übrigens hier nichts tot; von jedem Plätzchen wird mir ein Willkomm zugerufen. Alles, was ich um mich sehe, hat für mich eine schöne Erinnerung aus der Knabenzeit. Könntest du doch mitfühlen, wie freudig mir beim Eintritte in die so lang entbehrte Heimat das Herz schlägt!“

Die beiden Freunde, denen ein großer, gefleckter Hühnerhund auf dem Fuße folgte, stiegen jetzt eine lange Stein-
treppe hinan, welche zu der mitten im Orte und hoch gelegenen Kirche führt. Diese umgiebt rings herum der von einer hohen Mauer umschlossene Friedhof. Kaum waren sie in diesen eingetreten, so fing der Hund, durch die aus dem Gotteshause hallenden Töne aufgeregt, laut zu bellen an.

„Willst du ruhig sein, Brutus!“ drohte Adalbert, der Eigen-

tümer desselben. Brutus konnte aber nicht umhin, leise fortzumurren.

„Dort ist unser einstiger Garten!“ rief Ortolf jetzt aus. „Rechts an der Mauer ragen die Bäume herüber, auf denen ich so oft herumgeklettert bin. Ich kenne sie alle noch, so groß sie auch geworden sind!“ Und nachdem er sie in Gedanken der Reihe nach begrüßt, wandte er seinen Blick nach dem Leichengarten, der vor ihm lag. Auch hier begegnete er meistens bekannten Grabmälern. „Dort liegt der Verwalter Mangold, daneben der Badergirgl, der liebe, gute Badergirgl! Dort ist die Gruft der Rittermargels, der alten Katzenmutter, welche sich schon bei Lebzeiten dieselbe baute und nun wahrscheinlich längst schon darin wohnen wird, und an der Kirche dort ruht mein kleines Schwesterlein.“ Er deutete eben mit der Hand dahin, als der Hund wieder laut zu bellen anfing, dieses Mal aber nicht der Orgel halber – denn in der Kirche schien die Predigt begonnen zu haben – sondern einer weiblichen Gestalt wegen, welche auf erwähntem Grabe saß und nicht nur die Aufmerksamkeit des Hundes, sondern auch die der beiden Männer in hohem Grade erregte.

Lange, schwarze Haare hingen über Schulter und Rücken des in gekauerter Stellung sitzenden Weibes; den Kopf auf die rechte Hand gestützt, hielt sie in der gerade herabhängenden Linken eine aus Weidengerten zusammengebundene Rute und schien mehr Bildsäule, denn lebendiges Geschöpf zu sein.

„Ein leibhaftiger Trauerengel!“ sagte Adalbert. „Ein Zeichner könnte hier gleich sein Skizzenbuch bereichern. Laß uns näher gehen.“

Sie waren gerade im Begriffe, vom Wege abzulenken, um

sich dem einige Schritte seitwärts gelegenen Grabe zu nähern, als der Hund wiederholt bellte, wodurch das bis jetzt leblos scheinende Weib plötzlich aufgeschreckt wurde. Und vor ihnen stand ein junges Mädchen mit blassem Gesichte, aus dem ihnen zwei große, feurige, schwarze Augen mit wilden Blicken entgegenstrahlten. Ein gelbes, ausgewaschenes, aber reinliches Kleid umhüllte den schlanken Körper, und wie sie so dastand, die Weidengerte gegen die Ankommenden erhoben, mit ihren reichen, aufgelösten Haaren und dem schönen, ernsten Gesichte, hätte man sie für eine überirdische Gestalt halten können.

„Fort! Fort!“ rief sie hastig aus.

Adalbert prallte beim Anblicke dieses sonderbaren Weibes erschrocken zurück, ohne jedoch seinen Blick von ihr wenden zu können. „Herr Gott im Himmel!“ rief er leise. „Ist Marie aus dem Grabe gestiegen?“

„Guten Abend, Mädchen,“ sagte jetzt Ortolf, Adalberts Aufregung nicht bemerkend, aber gleichfalls nicht wenig überrascht. „Wir haben nichts Böses vor und wollen nur zu dem Grabe, vor dem du stehst.“

„Nicht! Nicht! Keinen Schritt weiter! Ich kenne euch schon! Den goldenen Stein wollt ihr mitnehmen und das Kreuz, damit ich gar nichts mehr habe! Aber kommt mir nicht zu nahe; ich lasse mich nicht fortjagen, bis die Nacht kommt, und die Sonne über die Mauer hinab ist!“

Mit der den Wahnwitzigen eigenen unheimlichen Stimme und unter verzerrten Bewegungen hatte das Mädchen dieses den Fremden zugerufen, welche ihrerseits erkannten, daß sie es mit einer Irren zu thun hatten.

„Sei ruhig, Mädchen,“ entgegnete ihr Ortolf. „Unter diesem Grabe liegt eine Schwester von mir, und ich will da

mein Gebet verrichten. Setze dich nur auf den Stein und verhalte dich ruhig, sonst fängt der Hund zu bellen an und wir stören den Gottesdienst.“

„Beten wollt ihr? Beten!“ rief das Mädchen. „Ich bete auch und singe dazu; wartet nur. Doch haltet den Hund, ich will fort, bis ihr gebetet habt, und mich unter das Kreuz dort setzen; aber kommt mir nicht zu nahe, sonst fällt der Herrgott herab und erschlägt euch!“

Mit diesen Worten eilte sie davon, setzte sich unter das in der Mitte des Friedhofes stehende Kreuz und fing, als wäre gar nichts vorgefallen, mit leiser Stimme zu singen an. – Adalbert, seine Hand fest an der Herz drückend, starrte sprachlos nach dem Mädchen; endlich wandte er sich an Ortolf mit der Frage: „Wer mag sie sein?“

„Ich kenne sie nicht,“ entgegnete dieser; „nur das wissen wir beide, daß es eine Irre ist, welche uns zum ersten Willkomm in meiner Heimat mit der Rute gedroht hat. Doch sieh’, da steht mein Familienname!“ Damit war Ortolfs Aufmerksamkeit auf das Grab gerichtet, welchem er sich mit feierlichen Gefühlen näherte; aber Adalberts Gedanken waren bei der Irren, von der er kein Auge verwandte, bis er am vorderen Friedhofe den Totengräber, gerade in seinem Amte beschäftigt, bemerkte und sich ihm näherte, teils um Ortolf mit seinen Gefühlen allein zu lassen, teils der sonderbaren Irren nachzufragen, deren leiser Gesang dort unter dem Kreuze ertönte.

//.

Ortolf stand mit entblößtem Haupte da. In seinem Herzen empfand er jene freudige Wonne, welche man empfindet, wenn man nach langer Trennung eine liebe, teure Person

begrüßt; aber heiliger war dieses Gefühl, denn es war ein geistiges Begrüßen einer längst entflohenen Seele, einer geliebten Schwester, deren Ueberreste das Grab barg, vor dem er leise betete.

Dieses Gebet ist so wohlthuend; in solchen Augenblicken umschweben uns die Geister derjenigen, die wir liebten, und indem sie uns mit ihrem himmlischen Segen beglücken, träufeln sie wunderbare Ahnungen in das zweifelnde Herz, und es erfaßt uns innige Sehnsucht nach jener Vereinigung, welche des Menschen schönsten, erhabensten Teil bildet.

Ortolfs Geist wurde lebhaft zurückgeführt in die Zeit seiner Kindheit, wo ihm die Schwester eine liebe Gespielin gewesen. Sein Vater war Beamter am hiesigen Zollamte, wurde aber, als Ortolf 15 Jahre zählte, weit nach Norden versetzt, und nach vielen Jahren besuchte dieser zum ersten Male wieder seinen Geburtsort, um hier einige Wochen bei seinem Taufpaten, dem Pfarrer des Ortes, zu verweilen und der Heimat Freuden zu genießen. Ein lieber Freund begleitete ihn, der, fremd und zum ersten Male hier, nie geahnte Schicksale erleben sollte.

Ortolf und Adalbert lernten sich im Institute zu Metten kennen. Ganz verschieden von Gemüt, hatten doch die Knaben eine innige Neigung zu einander. Ortolf war mutwillig, ausgelassen, aber auch hochherzig und edel denkend, während Adalbert ruhig, mehr für sich lebend und zu stiller Betrachtung geneigt war. Ortolf strotzte vor Gesundheit; aber Adalberts Gesicht war blaß und aus seinen schönen, dunklen Augen löste sich manche Thräne, wenn er sich allein glaubte.

Adalbert Woogen hatte keine Eltern mehr. Sein eigentli-

cher Name wäre Baron Werrfels gewesen; doch führte er den Namen seiner Mutter. Diese war die einzige Tochter eines reichen Kaufmannes und schenkte ihr Herz einem fremden Edelmann, welcher längere Zeit in ihrer Vaterstadt verweilt und dem jungen Mädchen die innigste Liebe zugeschworen hatte.

Er nannte sich Adalbert Baron von Werrfels, und gab vor, ein großartiges Gut Namens Werrfels an der polnischen Grenze zu besitzen, für welches er eine Herrin brauche, die er in der jungen Woogen gefunden zu haben glaubte.

Werrfels war ein Mann von den einnehmendsten Manieren, der überall einen guten ersten Eindruck zu machen verstand, und so gab ihm der alte Woogen gerne die Einwilligung zu einer Vermählung mit seiner Tochter, welche, mit einer bedeutenden Mitgift beschenkt, sodann mit ihrem Gatten nach dem Gute Werrfels abreiste.

Aber so schön Werrfels' Aeußeres, so schön und glaubwürdig seine Worte schienen, so häßlich war sein innerer Mensch. Er spielte nur Komödie und die Rolle des ehrlichen Mannes hatte er so gut studiert, daß er jedermann geschickt zu täuschen verstand. Ihm war es nicht um das Herz, sondern um das Geld des betrogenen Mädchens zu thun. Das Gut Werrfels war in äußerst schlechtem Zustande, und eine große Summe mußte zu dessen Herstellung verwendet werden; außerdem war dasselbe völlig verschuldet, und der Baron war hier nicht mehr der aufmerksame Liebhaber, sondern der leichtsinnige Verschwender des Vermögens seiner Frau.

Nachdem dieses in kurzer Zeit verbraust, und der alte Woogen, der durch eine unglückliche Spekulation fast sein ganzes Vermögen verlor, nicht mehr nachhelfen konnte,

mißhandelte er das arme Weib, das ihm erst einen Knaben geschenkt hatte, und verließ es endlich ganz, vor seinen Gläubigern die Flucht ergreifend.

Die arme, getäuschte Frau reiste mit ihrem Kinde zu ihrem alten Vater zurück, und erlag kurze Zeit darauf dem Schmerze über ihr zertrümmertes Glück.

Von Werrfels erfuhr man bloß, daß er nach Italien geflohen und sich dort unter einem anderen Namen an den damaligen politischen Wirren beteiligt, und wahrscheinlich seinen Tod gefunden habe. Des elternlosen Kindes nahm sich eine Tante der Woogen an, und erzog es mit der Liebe einer Mutter. Der alte Woogen, der, durch diese Unglücksfälle tief gebeugt, seiner Tochter bald nachfolgte, und welchen der Name Werrfels jedesmal mit Zorn und Abscheu erfüllte, traf die Anordnung, daß der junge Adalbert den Namen seiner Mutter führen sollte.

Daß die traurigen Ereignisse, unter denen Adalbert das Licht der Welt erblickte, bedeutenden Einfluß auf sein Gemüt ausübten, ist leicht erklärlich, und je älter er wurde, desto empfindlicher war ihm das Bewußtsein, eine Waise zu sein, desto schmerzlicher der Gedanke an seine unglückliche Mutter.

Seine Studien begann er in dem Erziehungsinstitute zu Metten, wo er mit Ortolf aufs innigste befreundet wurde. Er vertraute sich ihm gerne an, und goß in des Freundes Seele seine innersten Gedanken. Nur über einen Gegenstand befolgte er das geheimnisvollste und getreueste Stillschweigen. Oft rief er nämlich, wenn er sich allein glaubte, den Namen „Marie“ und weinte dabei bitterlich; im Schläfe entschlüpfte ihm dieser Name und unbewußt schrieb er „Marie“ auf irgend eine Stelle. Dieser Name

fand sich auch auf einem mit schönem Amethyst besetzten Ringe eingraviert, welchen Adalbert stets trug, und der oft von seinen Thränen und Küssen benetzt wurde.

Ortolf erfuhr die Ursache hiervon nie und suchte auch, nach mehreren vergeblichen Bitten, nicht mehr damit bekannt zu werden; vielmehr war er bestrebt, seinen Freund von jeder trüben Erinnerung ferne zu halten und möglichst aufzuheitern. Vier Jahre verlebten sie so miteinander, als Ortolf wegen Versetzung seines Vaters in eine ferne Stadt aus der Anstalt treten und sich von seinem Freunde trennen mußte.

Beide sahen sich nun mehrere Jahre nicht mehr. Ortolf trat später in die Armee und ward Offizier; Adalbert studierte Medizin, und erst jetzt, nachdem er sich den Doktorhut geholt, suchte er seinen Jugendfreund wieder auf, der ihn zu einer kleinen Erholungsreise in seine Heimat einlud, und hier, in Ortolfs Geburtsort, in Eschlkam, gesellten wir uns zu beiden, treuen Freunden. - -

Ortolf verweilte in stiller Andacht am Grabe seiner Schwester. Vor seiner Seele glitten längst vergangene Tage vorüber, schöne Tage der Jugend, welche er in der Heimat verlebte, die er so innig geliebt. Die Trennung von derselben war ihm einstens so schwer geworden, um so schwerer, als sein kleines Schwesterlein kurz vorher begraben ward. Wie schmerzlich hatte er sich von den lieben Bergen und dunklen Wäldern verabschiedet, in denen er so viele Lieblingsplätzchen hatte, wo er oft geträumt von künftigen Heldenthaten, sich zum Könige und Kaiser oder gar zum Papste erhob, und in seiner Phantasie Gnaden und Ehren ausgeteilt; wo er so gerne dem Gesange der kleinen Waldbewohner gelauscht, als hätte er alles verstanden, was sie so lieblich in den grünen Wald hineinriefen. Er glaubte es

auch zu verstehen, so bekannt wurde er mit ihnen, und als er sie zum letzten Male besuchte und ihnen Lebewohl sagte, da schien ihr Gesang so gar traurig zu sein, sie flatterten so nahe an ihn heran, als wollten sie alle nochmals von ihm gesehen und begrüßt sein. -

Alle Personen, denen er einstens näher stand, stellten sich jetzt vor seinen Geist. Er gedachte seiner Gespielen und Gespielinnen und freute sich auf ihr nun baldiges Wiedersehen, als er plötzlich neben sich die Irre gewahrte, die von ihm unbemerkt, schon längere Zeit dastand, und ihn aufmerksam betrachtete. Als ihr Ortolf jetzt ins Gesicht sah, schienen es ihm bekannte Züge zu sein, die Züge seiner ehemaligen Gespielin und der Busenfreundin seines Schwesterleins, und mit Erstaunen das Mädchen betrachtend, rief er:

„Julchen, bis du's denn wirklich?“

Die Irre antwortete mit einem lauten, unheimlichen Gelächter, und forteilend verschwand sie hinter der Kirche dem Auge des Ueberraschten.

„Sie ist's!“ rief Ortolf, und schon wollte er ihr nacheilen, als die Kirchenthüre geöffnet, und durch die sich herausdrängenden Leute sein Interesse neu in Anspruch genommen ward. Da sah er viele bekannte Gesichter, viele seiner Schulkameraden, die nun auch wie er so groß und männlich waren, manches blühende Mädchen, das er als Kind verlassen, und nun als schöne Jungfrau wieder sah. O, er kannte gar viele und es pochte ihm das Herz bei diesem Wiedersehen! Oft wollte er dem einen oder anderen freundlich zurufen; aber alle gingen an ihm vorüber, nachdem sie ihn neugierig betrachtet. Zuletzt kam noch ein Dutzend von Betschwestern, die kaum die Kirche im

Rücken, mit einander zu hadern anfangen. Ortolf mußte lächeln; denn es waren noch ganz die alten würdigen Klatsch-Priesterinnen, wie früher.

Jetzt aber beschloß noch eine sonderbare Person den Zug der Andächtigen, bei deren Anblick Ortolf den Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken konnte. „Das Rittermargerl lebt noch!“ Ein ungewöhnlich großes und starkes Weib schritt nämlich rüstig, vom Arme einer Dienerin nur leicht unterstützt, aus der Kirche. Das Weib mußte über 90 Jahre zählen und trotzdem war die Haltung ihres Körpers gerade und steif wie die eines Grenadiers. Das Gesicht der Alten, aus lauter Runzeln bestehend, war ernst und verriet besonders das Feuer ihrer Augen noch einen lebhaften Geist. Die Form ihres Hutes, Farbe und Schnitt ihres gelbseidenen Kleides stellten sich so dar, wie sie vor 50 Jahren in der Mode waren. Ein roter Shawl hing nachlässig über ihren Schultern und am rechten Arme machte sich ein langer, uralter Ridikül bemerkbar, aus welchem der lange Hals eines Eau de Cologne-Glases hervorguckte. Vor 20 Jahren sah sie Ortolf schon in derselben Kleidung. Unwillkürlich näherte er sich derselben. „Gott grüß’ Euch, Mütterchen,“ redete er sie an. „Ihr seid ja noch immer rüstig und stark, daß es eine wahre Freude ist.“

Die Alte lächelte ihn freundlich an. „Gott sei’s gedankt, daß ich es noch bin. Zähle schon 91 Jahre, junger Herr, und werde bald rüstig einen anderen Weg einschlagen.“

Die Alte schien jetzt Ortolf mit ihren Augen durchdringen zu wollen; dies währte aber nur einige Augenblicke, und freudig lächelnd fuhr sie fort: „Glaubt Ihr, ich kenne Euch nicht? Habt Ihr doch die Narbe am linken Auge einem Falle über meine Stiege zuzuschreiben, und die alte Margret wusch Euch die Wunde. Ist es nicht so, Herr Ortolf?“

Ortolf freute sich herzlich über dieses Wiedererkennen von seiten der Greisin. Er begleitete sie zu ihrer an den Friedhof stoßenden Wohnung, einem alten schloßähnlichen Gebäude, und verabschiedete sich mit dem Versprechen, ihr recht bald einen Besuch zu machen, um jetzt denjenigen zu begrüßen, auf den er sich am meisten freute, seinen Taufpaten, den Pfarrer, der gerade aus der Sakristei herauskam. Es bedurfte langer Zeit, bis ihn dieser wieder erkannte. Beide umarmten sich sodann lang und innig.

Jetzt kam Adalbert wieder herzu. Ortolf stellte ihn dem Pfarrer vor, welcher ihn wie einen alten Bekannten begrüßte und bat, er möchte mit Ortolf in seinem Pfarrhofs Quartier nehmen.

Adalbert war heftig erregt. Seine Gedanken schienen nicht an Ort und Stelle zu sein. Mit einem erzwungenen freundlichen Lächeln nahm er des ehrwürdigen Mannes Einladung höflich an.

Ortolf war nicht wenig über die plötzliche Veränderung des Freundes verwundert, und hätte gerne um den Grund hiervon gefragt, würde sie nicht beide der Pfarrer zu dem einige hundert Schritte entfernten Pfarrhofs unter fortwährender Versicherung seiner unverhofften Freude, und Frage auf Frage häufend, geführt haben.

III.

Der Pfarrer war einer jener gemüthlichen Landgeistlichen, welche nach treu befolgten Pflichten sich und anderen gönnen, was uns zur Versüßung unseres Lebens ein göttlicher Schöpfer zur Verfügung stellte. Er war seiner Gemeinde ein Vater, und diese liebte ihn auch als solchen. Er war ein Helfer mit Rat und That; dabei war er stets von heite-

rem Humor beseelt und genoß schon darum das unbedingte Vertrauen aller. Jedermann gab ihm gerne den Zehnten und stellte dazu die besten Garben bereit; außerdem besaß er selbst eine große Oekonomie und beschäftigte viele Leute. Die Pfarrei Eschlkam galt für eine der besten in der Diözese.

Zwei Kooperatoren hatten nebst dem Pfarrherrn vollauf zu thun, den kirchlichen Obliegenheiten nachzukommen. Der Pfarrer hatte auch den Ruf großer Mildthätigkeit. Die Armen der Pfarrei erhielten von ihm viele Unterstützung, er selbst aber versagte sich auch nichts. Sein ehrwürdiges Haar war noch sehr üppig, dabei blendend weiß und paßte gut zu dem gesund geröteten Gesichte, auf welchem sich Guthertzigkeit, Freundlichkeit und eine gewisse Art von Fröhlichkeit spiegelte. Sein Keller und seine Küche standen bei seiner liebenswürdigen Gastlichkeit in ausgezeichnetem Rufe, und wurden von nah und fern häufig in Anspruch genommen.

Die Gesellschaft saß zum Nachtmahle in dem geschmackvoll gebauten, rings mit Epheu umwachsenen Gartenhause. Der Pfarrer hatte aus seinem Keller das beste Bier, welches er vom nahen Kloster Neukirchen bezog, herbeibringen lassen, und die Gesellschaft vermehrte sich noch um eine Person, deren sprudelnder Humor sie in jedem Zirkel angenehm machte. Er war ein kleiner und dicker, ziemlich bejahrter Mann, mit einem roten, stets lachenden Gesichte, dessen beinahe ganz kahles Haupt ein schwarzes Samtkäppchen bedeckte, und dessen sorgfältig geknüpftes, buntseidenes Halstuch nebst den unfehlbaren Vatermördern, der gestickten Chemisette und den gefältelten Hemdmanschetten auf die Eitelkeit schließen ließen, die er in nicht geringem Grade besaß. Er war Witwer, lebenslus-

tig, hatte eine kleine Oekonomie, als Kantor und Meßner sein gutes Auskommen, und zu alledem eine hübsche Mündel mit Namen Veronika zur Haushälterin, welche man sogar als des Alten Zukünftige erklärte. Da dieses Gerücht schon 15 Jahre ging, mußte dessen Glaubwürdigkeit um so mehr abnehmen, als des Kantors Jahre zunahmen. Der Kantor hatte einen gesunden Witz und eine nie ermüdende Zunge. Wo er zugegen war, stockte nie der Faden der Unterhaltung; er wußte stundenlange zu erzählen, hatte einen unerschöpflichen Vorrat von Anekdoten und konnte lügen wie gedruckt. Nur einen Fehler warf man ihm vor: er gab sich nämlich immer für einen armen Teufel aus, hungerte, nach seiner Aussage, daß ihm die Rippen krachten, wobei aber seine Leibesgestalt an Umfang stets zunahm und die steigende Röte seines Gesichtes, aus dem eine helleuchtende kupfrige Nase hervortrat, in argem Widerspruche damit stand.

„Fallen mir doch alle Geschichten wieder ein,“ sprach er, sich an Ortolf wendend, „die ich mit Ihrem Herrn Vater verlebt habe. Das waren Zeiten! Herrje, die kommen nicht wieder! Der Herr Pfarrer und ich sprechen gar oft davon und wünschen den alten Freund an unsere Seite. Lassen wir ihn leben!“

„Der Vater wird sich freuen, wenn ich ihm das erzähle, und ich glaube sicher, daß er über kurz oder lang seinen Freunden persönlich für das liebe Andenken, in welchem sie ihn noch behalten, danken wird.“

„Das soll er,“ fiel der Pfarrer ein, „aber recht bald soll er's, sonst feiern wir ein anderes Wiedersehen, bei welchem uns das Klosterbier, das Lieblingsgetränk deines Vaters, mangeln könnte. Doch wir sind zufrieden, daß uns vorläufig sein Sohn die Anhänglichkeit an die Heimat bewies und

uns noch dazu einen so werten Freund mitbrachte, dem wir nur wünschen, daß er unser Sibirien nicht ganz unbefriedigt verlasse.“

„Gott bewahre!“ erwiderte Adalbert. „Ich finde kein Sibirien da; im Gegenteile habe ich noch keine reizendere Gegend gesehen, und die reichen Schönheiten dieser Gebirgswelt haben mich in der That überrascht und entzückt.“

Der Pfarrer reichte dem so Sprechenden die Hand und auf seinem Gesichte zeigte sich eine freudige Bewegung. „Wenn Sie jetzt schon so sprechen,“ sagte er, „mein lieber Doktor, was werden Sie erst sagen, wenn Sie näher mit den großartigen Naturschönheiten bekannt werden, welche der Böhmerwald in seinem Innern birgt. Der Paß von Neumark, in welchem unser Eschlkam liegt, ist nicht nur in historischer, sondern auch in landschaftlicher Beziehung eine der interessantesten Gegenden dieses Waldgebirges. Noch niemand ging unbefriedigt von dannen, aber wenige getrauen sich herein. Man glaubt, die Bären wären bei uns noch in solcher Menge, daß sie die Leute in ihren Häusern anpacken; man hält den bayerischen Wald für eine noch ganz im Urzustande befindliche wilde Gegend; man fabelt von Räuberbanden und den abgeschmacktesten Dingen und hält uns für dumme, arme Geschöpfe, deren Nahrung fast nur aus Wurzeln und Kräutern besteht!“

Der Pfarrer, für seine Heimat in Eifer kommend, nahm bei den letzten Worten aus einer großen Platte ein Stückchen von einem schön gebratenen Huhn, gleichsam als wollte er die letzte Ansicht sogleich mit der That widerlegen, was Anlaß zu einem herzlichen Gelächter gab.

Der Kantor, der teils wirklich, teils ex officio am ärgsten

lachte, folgte sogleich dem Beispiele seines Pfarrherrn, indem er meinte: „Wenn auch die Vegetation unseres Bodens nicht gerade gut ist, so viel gewinnen wir immer daraus, daß wir uns satt essen können, und wär's auch nur mir Erdäpfeln und Scharrnbladeln¹, wie es bei mir der Fall ist.“

Während der Kantor dieses sprach, meldete sich sein Zipperlein an und zwang ihn zu krampfhaften Bewegungen. „Da muß eine Kröte unterm Tisch sein!“ sagte er, die Sache zu bemänteln; aber der Pfarrer und Ortolf lachten unwillkürlich.

„Genieren Sie sich nicht, Herr Kantor,“ rief der Pfarrer, „Ortolds Vater hat Ihnen ja einstens das Podagra-Patent selbst übergeben, was Ortolf nicht unbekannt ist, und vor dem Herrn Doktor und mir brauchen Sie solche Schwächen nicht zu verleugnen!“

„Warum nicht gar das Podagra!“ ereiferte sich der Kantor. „Ortolds Vater war damals in großem Irrtume; die verdammten Hühneraugen quälten mich seinerzeit so und verdächtigten mich einer Krankheit, deren sich wohl ein armseliger Meßner, wie unser einer, nie wird rühmen können. Mit meinen hundert Gulden Gehalt und den schlechten Nebenverdiensten, keine gescheite Leiche, keine Kindstaufe, keine Hochzeit: meine Herren, da wäre eher die Schwindsucht als das Zipperlein zu befürchten.“

Letzteres, als wollte es den Sprecher Lügen strafen, zwang ihn schon wieder zu einigen verdächtigen Bewegungen, aber ohne sich dadurch irre machen zu lassen, fuhr er fort: „Was habe ich nicht einstens für Touren geliefert! Singen

1 Scharrnbladeln sind dünn gerollte Teigblätter, die im Ofen hart gebacken und beim Anrichten mit heißem Wasser gebrüht und dann geschmalzt werden. Dieses ist eine der häufigsten Speisen der Landleute im bayerischen Walde.

und Geigen und Lichteranzünden sind nicht meine lebenslangen Beschäftigungen gewesen. Ich war schon nahe daran, Soldat zu werden, hätte den russischen Feldzug mitgemacht, und dann könnte Meßner von Eschlkam sein, wer da wollte. Doch davon ein anderes Mal. Ich ging früher auf die Jagd bei jedem Wetter, wie der Herr Pfarrer versichern müssen, habe mit Schwärzern manches Scharmützel gehabt, und bin selbst gegen Gespenster gezogen. Ja, ja, denken Sie noch an den Federkiel, Herr Pfarrer, dessen Geist wir attackierten! Ortolfs Vater war auch dabei, und damals wäre es gewiß niemand eingefallen, mich für einen Podagraisten zu halten.“

„Von jener Federkielgeschichte erinnere ich mich, gehört zu haben,“ sagte Ortolf, „sie hat mich als Knabe ungemein interessiert und ich wäre Ihnen dankbar, lieber Herr Kantor, wenn Sie uns den ganzen Spuk von damals erzählen würden.“

„Gerne, recht gerne,“ rief der Kantor, dem man keinen größeren Gefallen thun konnte, als ihn um die Erzählung irgend eines ihn angehenden Vorfalles zu bitten, und nachdem er eine tüchtige Prise Schmalzler aus seinem schönen Glase genommen und einen gehörigen Schluck gethan, erzählte er folgendermaßen die Geschichte vom Federkiel: „Der Federkiel war kein Federkiel, sondern ein wirklicher Federkiel - ein -“

„Schreibnamen,“ fiel der Pfarrer ein. „Trinken Sie erst noch einmal, Herr Kantor, sonst kommen Sie zu keinem rechten Anfang.“

„Des Herrn Wille geschehe,“ erwiderte der Kantor und verband das Wort mit der That.

Nun fing der Kantor nochmals seine Erzählung an. „Der

Federkiel war der Verwalter des eine halbe Stunde von hier entfernten Schlosses Stachesried². Er war im Jahre 1811, gerade zu Franziski Xaveri, auf einer Hochzeit, welche hier gefeiert wurde, und kehrte erst spät in der Nacht und allein nach Hause zurück. Auf der Mitte des Weges angekommen, wurde er von Pferdeschwärzern, welchen er schon mehrere Male Strafen zugebracht, überfallen und nach kräftiger Gegenwehr, wobei er einen mit einem Schusse aus seiner Pistole zu Boden streckte, und einen zweiten halb zum Krüppel schlug, durch die Uebermacht überwältigt und erschlagen. Die Pferdeschwärzer nahmen ihre Blessierten mit und schleiften den Toten bis zum Jägerhofe, wo man ihn des andern Tages fand. Die Thäter konnten nicht ermittelt werden, obwohl man gegen mehrere starken Verdacht hatte, bis zehn Jahre nachher die verstümmelte Hand eines der Burschen auf deren Spur führte, indem er sich in seinen Angaben über die Verstümmelung widersprach und endlich, ohnehin verdächtig, seine und die Teilnahme mehrerer an dem Totschlage eingestand. Einer davon, der Steffeljäger, welcher deshalb viele Jahre im Zuchthause saß, lebt noch heut in hiesiger Gegend.

An der Stelle der That wurde eine Gedächtnistafel errichtet, und man hatte ungeachtet derselben schon längst den Federkiel vergessen, als auf einmal, erst in den dreißiger Jahren, dessen Gespenst alt und jung in Schrecken setzte. Ein hiesiger Hafner, der Hafnermichl, kehrte nämlich einmal spät in der Nacht von Stachesried nach Eschlkam zurück. In der Nähe der Martersäule angekommen, bemerkte

2 Stachesried, Schloß und Hofmark, früher Eigenthum der Familie Pelkhoven in Mosweng, dann der Freiherrn von Docfort, zuletzt churfürstliches Schloß mit Patrimonialgerichtsbarkeit; nunmehr dem frühern Schloßbräuer gehörig.

er zu seinem größten Schrecken eine unnatürlich hohe Gestalt ohne Kopf, mit einem langen Jägerrock bekleidet, und einem Hut auf dem Rumpfe. Der Hafnermichl, von Natur durchaus kein Held, nimmt, wie sich von selbst versteht, Reißaus; aber das Gespenst, etwas seitwärts in der Wiese, bleibt dem Flüchtigen immer in gleicher Linie wie sein Schatten.

So furchtsam der Michl auch war, so bekam er doch plötzlich, da der Hauptschrecken nun einmal vorbei, Kourage und mit dem Ausrufe: „Alle guten Geister loben ihren Herrn! Sag', was ist dein' Begehr'n?“ ging er in verzweifelttem Mute auf den schwarzen Mann zu. Dieser wich, ohne sich umzuwenden, bis in die Nähe der Martersäule zurück, schritt über den hier befindlichen Weiher rücklings hinüber und löste sich dann in einen schwarzen Nebel auf, welcher in der Luft zerrann. Jetzt aber überfiel den Hafner eine schreckliche Furcht, und er lief, was er laufen konnte, gegen Eschlkam zu; das Gespenst war aber schon wieder an seiner Seite, und folgte ihm bis in die Nähe des Marktes. Ich war gerade im Wirtshause beim Spät unten, in welches der Michl, vor Schrecken totkrank, kam und uns den Spuk erzählte.

Derselbe ward auf längere Zeit gemütskrank, und noch heutigen Tags verspürt er die Folgen jener Nacht.

Kurze Zeit nach diesem Ereignisse kam der Cholera-Kordon in diese Gegend, und auch zwischen hier und Stachesried wurden Pikette aufgestellt.

Da kamen wieder nächtlich derlei Spukereien vor, und alle Posten beschworen, den Federkiel gesehen zu haben; ja, sie wurden davon mit solcher Furcht erfüllt, daß sich keine Patrouille in jene Gegend mehr wagte, was den Komman-

danten in nicht geringe Verlegenheit brachte, da gerade an diesem Platze der Hauptverkehr der Schmuggler stattfand, und die Vermutung nicht ferne lag, daß diese die Rolle des Federkiel spielten, um ihr Handwerk ungenierter betreiben zu können. Dem war aber nicht so.“

Nachdem der Erzähler seine Zunge durch einen Schluck wieder willfähriger gemacht, und seinem Schmalzler zugeprochen, fuhr er weiter: „Eines Sonntags abends saßen der Herr Pfarrer, Ihr Herr Vater, erwähnter Kommandant und meine Wenigkeit gemütlich beim Tarok im Neumaierischen Wirtshause, als ein Unteroffizier ankam und dem Hauptmanne meldete, daß sich das Gespenst schon wieder blicken lasse, daß man darauf geschossen, aber erfolglos, und daß der Hauptmann sich selbst von dem Gespenste überzeugen könne, welches diese Nacht - es war gerade in der Franziski Xaveri-Nacht - wohl nimmer ruhen möchte. Wir waren alle schnell entschlossen, uns von der Richtigkeit dieser Meldung zu überzeugen, und der Sache auf den Grund zu kommen. Jeder nahm eine Waffe zu sich, und von mehreren hiesigen Burschen begleitet, machten wir uns auf den Marsch gegen den Federkiel. Kaum waren wir den Berg hinabgekommen, hieß es schon: „Seht, seht! Dort ist er in der Wiese!“

Wirklich sahen wir in einiger Entfernung - der Mond stand gerade hoch am Himmel - eine hohe, dunkle Gestalt. Man verabredete sich, dieselbe von allen Seiten einzuschließen. Zu diesem Behufe ging ein Teil, den der Hauptmann führte, vorwärts, um dann gegen das Gespenst herzumanövrieren; Ihr Herr Vater zog sich mit einem zweiten Teile links, der Herr Pfarrer und ich waren beim dritten Häuflein, das gerade auf den Feind zusteuerte, und auf einen Pfiff des Hauptmanns sollte angegriffen werden. Aber das Gespenst

hatte seinen Spuk mit uns. Es begleitete fortwährend den Hauptmann bis über die Martersäule hinaus, ebenso ihren Vater bis an den Bach, während es uns gegenüber stehen zu bleiben schien. Endlich wurde das Zeichen zum Angriff gegeben und wir setzten uns in Bewegung. Das Gespenst schien uns ruhig zu erwarten. Da wurde mir's denn doch etwas unheimlich und ich fragte den Herrn Pfarrer, ob er etwas Geweihtes bei sich hätte; nachdem mir's Hochwürden bejaht, verlor ich alle Furcht und der erste voran schwang ich meinen alten verrosteten Säbel. Bitt um Entschuldigung, der erste waren der Herr Pfarrer, aber dann kam gleich ich. Wir schlossen die Gestalt jetzt immer enger ein. Ungefähr noch fünfzig Schritte davon entfernt, sahen wir ziemlich deutlich die Figur eines langen, hageren, kopflosen Mannes - hu, ein unheimlicher Anblick! - Aber schon schrie man: „Vorwärts!“ und mit einem „Hurra“ liefen wir vor! Da blieb die Erscheinung wie angewurzelt stehen, und als wir ganz nahe daran kamen, was sahen wir? - ein junges Eichenbäumchen!“

Ortolf und Adalbert lachten über diese Enttäuschung laut auf.

„Halten zu Gnaden,“ fing der Meßner ernsthaft an, „mit dem Bäumchen war's nicht recht richtig, denn erst seit dieser Stunde stand es auf einmal da, ohne von jemand eingepflanzt worden zu sein, und daß sich das Gespenst in einen Baum verwandelte, lasse ich mir nicht nehmen.“

„Nun das Bäumchen verschwand wohl wieder?“ fragte Adalbert.

„Gott bewahre! Es blieb fest stehen; kein Mensch getraute sich's abzusägen, weil man sonst den Spuk von neuem fürchtete. So steht es noch heute, aber als großer Baum,

und jeder nächtliche Wanderer erhält von ihm eine Viertelstunde Weges das Geleite. Man hat sich schon daran gewöhnt; aber den Fremden wird es doch immer etwas unheimlich zu Mute.“

„Ich habe mich als Knabe oft davor gefürchtet,“ sagte Ortolf. „Wir werden während unseres Hierseins wohl Gelegenheit finden, uns von dem Baume begleiten zu lassen, Adalbert, und du wirst staunen über diese sonderbare Erscheinung, welche um so unerklärlicher ist, als die Straße nicht etwa einen Bogen macht, dessen Zentrum der Baum ist, obwohl ich nicht bezweifle, daß irgend eine optische Täuschung hier im Spiele ist. Des wilden Steffeljägers erinnere ich mich auch noch gar wohl, wie er aus dem Zuchthause entlassen wurde; ich hatte immer eine grenzenlose Furcht vor ihm und ging ihm schon von weitem aus dem Wege.“

„Und ich,“ sagte der Kantor, „bin ihm erst vor kurzer Zeit aus dem Wege gelaufen. Hab mich im Neukirchner Bräustübchen etwas verspätet, und ging erst in der Nacht nach Eschlkam zurück. Als ich an der Stachesrieder Kapelle vorüberkam, in deren Nähe der Federkielbaum seine unberufene Begleitung beginnt, mußte ich fortwährend an die Geschichte denken, welche ich Ihnen soeben erzählte, und harmlos so weitergehend, sehe ich an der Martersäule des Federkiels einen langen Menschen. Mir war nicht anders zu Mute, als sähe ich den Federkiel selbst, und blieb wie angewurzelt stehen. Die Gestalt aber kam mir näher und ich erkenne in derselben nicht ohne Grausen den Steffeljäger, der den Federkiel mit hat erschlagen helfen. Ich wollte an ihm vorübergehen, als er mich ansprach. „Wer ist denn das dort unten?“ fragte er, nach dem Baume deutend, „der geht immer mit mir und nickt mir zu. Seht Ihr nichts?“

„Das ist der Federkiel,“ antwortete ich dem unheimlichen Menschen.

„Der Federkiel!“ rief dieser, „der Federkiel? Kommt er jetzt nicht herauf?“

„Ja,“ sagte ich unwillkürlich; da stieß der Steffeljäger einen Schrei aus und lief, was er konnte, gegen Stachesried zu. Mir schauderte, und indem ich mir weder rückwärts noch seitwärts zu schauen traute, ging ich raschen Schrittes weiter, jeden Augenblick befürchtend, der Federkiel packe mich am Schopfe, und so eilte ich hieher; gottlob, kam ich mit dem bloßen Schrecken davon!“

Es war bereits halb dunkel geworden. Noch während der Kantor sprach, blickte Adalbert, welcher der offenen Thüre gegenüber saß, aufmerksam gegen den Gartenzaun, vor welchem die Straße vorbeiführt. Er hatte nämlich bemerkt, wie sich ihm gerade gegenüber eine weibliche Person fest an den Zaun anklammerte und unbeweglich nach dem Gartenhause blickte, als wolle sie erlauschen, was da gesprochen würde. Adalbert, halb und halb ahnend, wer es sei, strengte seine Blicke an und bemerkte, wie zwei große, feurige Augen so fest auf ihm ruhten, als wollten sie ihn durchbohren. Adalbert wurde es ganz heiß, das Blut stieg ihm zu Kopfe, und rötete sein blasses Gesicht.

Die übrige Gesellschaft bemerkte dies sogleich und ohne eine Frage wandten sich alle Blicke nach der Thüre. In diesem Augenblicke klang zu ihnen eine Mädchenstimme.

„Das ist die närrische Julie!“ rief der Kantor. „Will das Mädchen heute wieder nicht zu Bette?“

Ortolf gab dem Sprechenden einen Wink, zu schweigen, denn der Gesang der Irren wurde lauter. Es waren oft wundervolle Töne, bald sanft und weich, dann wieder grell und

unheimlich, wie solche nur eine Wahnsinnige hervorbringen kann. Bald lustig, bald wieder so unaussprechlich traurig, hallten sie durch die Stille der Dämmerung. Jetzt fingen sie an, schwächer zu werden, denn das irre Julchen entfernte sich die Straße hinab; aber so lang man noch einen Ton vernehmen konnte, schwieg unsere Gesellschaft und horchte dem sich verlierenden Gesange des unglücklichen Mädchens.

„Das ist ein unersetzbarer Verlust für unseren Chor,“ sagte jetzt der Kantor, „das Mädchen hat einen wundervollen Diskant, hab ihr schon oft zugehört, und – aber Herr Doktor, was sehen Sie denn noch da außen?“ Der durch diese Frage in seinen Gedanken gestörte Adalbert mußte beinahe selbst die Eindrücke belächeln, denen er sich hingegen.

„Ich sehe allerdings nichts mehr da außen, aber die Erscheinung dieses irren Mädchens hat mich schon diesen Nachmittag aufs tiefste erregt, und sie will mir nicht mehr aus dem Kopf.“

„Ist's denn wirklich das Bachert-Julchen?“ fragte jetzt Ortolf, dem diese Frage schon lange im Munde schwebte. „Fast hätte ich auf unser sonderbares Wiedersehen am Grabe meiner Schwester vergessen.“

„Ja, es ist deine ehemalige Freundin,“ antwortete der Pfarrer. „Diese Familie Bachert hat der Herr hart geschlagen.“

„Was ist denn die Ursache ihres Irrsinns?“ fragte Ortolf.

„Der Tod ihrer Angehörigen,“ antwortete der Pfarrer.

„Sind alle schon tot?“

„Alle. Erst starb die Schwester, einige Monate darauf der Vater, und während seines Leichenbegängnisses die Mut-

ter. Der Schrecken über den letzteren, unerwarteten Todesfall raubte dem braven, 17jährigen Mädchen den Verstand.“

„Dies unglückliche Kind! Es leidet doch keinen Mangel?“

„Im Gegenteile, der ganze Markt unterstützt sie, besonders aber das Rittermargerl, dessen Liebling sie ist. Sie wohnt im Huthause, hat aber ein gut eingerichtetes Zimmer. Im Anfange ihres Irrseins mußte man sie in strengem Verwehr halten und man brachte sie deshalb im Huthause hinter Schloß und Riegel. In neuerer Zeit, – ihr Irsinn währt bereits über ein Jahr – ist sie ruhiger geworden, darf fast ohne Aufsicht leben und man will sogar schon einige Zeichen der Wiederkehr ihres Verstandes bemerkt haben. Ihre Eltern liegen neben deinem Schwesterchen begraben; die Irre verbringt da manche Stunde und so erklärt sich wohl euer Wiedersehen an dortiger Stelle.“

„Das unglückliche Mädchen,“ sagte Adalbert, „hat mich schon sehr erschreckt. Es hat eine auffallende Aehnlichkeit mit einer längst verstorbenen, mir teuren Freundin. Beim Anblicke der Irren glaubte ich jene wieder vor mir zu schauen, so täuschend ähnlich sind sich beide.“

Bei dem Totengräber erkundigte ich mich nach der Irren, und der erzählte mir einen wahren Roman davon, als diese selbst zu uns herankam, und mich anstarrte, gleichsam als wüßte sie, welche Erinnerung sie in mir hervorgerufen. Dann deutete sie auf einen Totenkopf, welcher neben einem frisch aufgeworfenen Grabe lag, und mich traurig ansehend nannte sie zu meinem nicht geringen Erstaunen den Namen „Marie“ – den Namen, welchen jene Freundin geführt, der die Irre so täuschend ähnlich sieht.“

„Allerdings ein sonderbarer Zufall!“ meinte der Pfarrer.

„Aber die Sache ist leicht erklärlich, Julchens Schwester, Gott hab sie selig! hieß auch Marie, und dieser mag wohl die Irre eingedenk gewesen sein, als sie Ihnen den Totenkopf zeigte, und dabei jenen Namen aussprach.“

Ortolf suchte auf dem Gesichte seines Freundes zu lesen, was in dessen Seele vorging. Der Name „Marie“ erinnerte ihn wieder an die erste Zeit seiner Freundschaft mit Adalbert, welcher diesen Namen so oft ausgerufen. Er erinnerte sich, wie vergebens er stets versucht, darüber vertrauliche Mitteilungen zu erhalten – und nun, nach so vielen Jahren, sprach Adalbert wieder diesen Namen aus, welcher in seiner Vergangenheit eine bedeutende Rolle spielen mußte.

„Der Totengräber hat mein Interesse für den Vater der schönen Irren gleichfalls erregt,“ erzählte Adalbert weiter, „und es würde mir von Interesse sein, über denselben Näheres zu hören.“

„Da sollen Sie sogleich befriedigt werden, Herr Doktor,“ entgegnete der Kantor. „’s ist eine sonderbare Geschichte – klingt zwar etwas märchenhaft, ist aber dennoch wahr.“

„Julchens Vater war ehemals ein angesehener Mann; er diente als Rittmeister in unserer Armee, hat sich in den Jahren 1812, 13 und 15 ausgezeichnet, und mehrere Orden schmückten seine Brust. Als junger Soldat desertierte er, ich weiß nicht aus welchem Grunde, zu den Oesterreichern, als Frankreich mit seinen Alliierten gegen dasselbe zog. Er brachte es zum Offizier, war aber so unglücklich, während eines Gefechtes von seinen Landsleuten gefangen und als Deserteur bestraft zu werden. Da er in früheren Jahren die Musik eifrig betrieb und unter anderem auch das Trompetenblasen erlernt hatte, so mußte er als Trom-

peter seiner heimatlichen Fahne folgen. In dieser Charge nun zog er unter Wrede mit nach Rußland, wo ihn ein günstiger Stern bald wieder aus seiner bescheidenen Stellung emporhob.

Ein komisches Wagstück, das er in der Nähe von Polotzk ausführte, brachte ihm wieder die Epaulettes. Er eroberte nämlich ganz allein ein von russischen Truppen besetztes Blockhaus, indem er, wahrscheinlich in etwas betrunkenem Zustande, bei Nachtzeit gegen dasselbe ritt, und dabei seine Trompete schmettern ließ, als folgte ihm eine ganze Eskadron hinterdrein.

Die Russen glaubten überfallen zu sein, nahmen Reißaus und der Trompeter Bachert, hinter ihnen her Sturm blasend, kam so in den Besitz des verlassenen Blockhauses, welches sodann von unseren Truppen besetzt wurde. Noch bevor der Krieg zu Ende, war er schon Rittmeister.

Aber leider wurde er ein so eifriger Verehrer des Bacchus und Gambrinus, daß er im Dienste dieser Gottheiten seinen eigentlichen Dienst vernachlässigte, und oft dazu ganz unbrauchbar wurde. Seine ökonomischen Verhältnisse wurden dadurch bedeutend zerrüttet, und es blieb ihm zu ihrer Wiederherstellung nichts anderes übrig, als eine reiche Heirat. Er verehelichte sich mit einem vermöglichen Fräulein aus der hiesigen Gegend, und man glaubte dadurch den Rittmeister wieder ins rechte Geleise gebracht. Wirklich bändigte er mehrere Jahre hindurch seine Leidenschaft, bis sie in erhöhtem Grade wiederkehrte.

Eines Tages kam er in betrunkenen Zustande auf die Parade und deswegen vom Kommandanten in Arrest geschickt, vergaß er sich soweit, daß er seine Orden von der Brust riß und zu Boden warf, ja sich beinahe thätlich an seinen

Vorgesetzten vergreifen wollte, wenn er nicht daran verhindert worden wäre. Das Ende vom Liede war: Mehrjährige Festungsstrafe und Entlassung. Seine unglückliche, brave Frau zog mit ihren zwei Kindern, Mädchen im zartesten Alter, hierher. Um den kleinen Rest ihres Vermögens den Kindern zu bewahren, suchte die arme Frau ihren Lebensunterhalt durch Lehrstunden in weiblichen Handarbeiten zu gewinnen. Nachdem der Rittmeister seine Strafe erstanden, suchte er seine Gattin wieder auf, und schien ganz in sich gegangen zu sein. Da er sich nach Beschäftigung sehnte, gab man ihm die frei gewordene Gemeindegemeinschreiberstelle, welche immerhin so viel eintrug, um ihn vor Mangel zu schützen. Der Ex-Rittmeister lebte nun mehrere Jahre verhältnismäßig glücklich mit seiner Frau. Diese fand ihren einzigen Trost in der Erziehung ihrer Kinder; sie war liebenswürdig gegen ihren Mann, und kein Vorwurf kam über ihre Lippen. Aber dieser mußte nun einmal seinem Schicksale folgen; plötzlich verfiel er wieder seinem alten Laster, betrank sich täglich, vertrank die Ueberreste des Vermögens seiner Kinder, chikanierte diese und seine Frau, und mochten auch kleine Unterbrechungen eintreten, er konnte der Trunksucht nimmer widerstehen und der „Sauf-Bachert“ war in der ganzen Gegend bekannt.“

„Ja wohl!“ sagte Ortolf, „noch lebhaft erinnere ich mich seiner; wir Buben liefen ihm oft nach, wenn er immer fluchend und mit beiden Händen agierend, die Kreuz und die Quer durch den Markt stolperte.“

„Der fluchte für eine ganze Armee,“ erzählte der Kantor weiter, „aber der Krug geht so lange zum Brunnen bis er bricht. Der Gemeindegemeinschreiber mußte alle Monate zum Gerichte nach Kötzing. Beim Nachhauseweg sprach er jedes

Mal in Denried, einem Dorfe in Mitte des Weges und am Fuße des Hohenbogens, welches ein passables Wirtshaus hat, zu, trank da bis spät in die Nacht hinein, und ging dann meistens betrunken zum Erstaunen der Leute noch weiter. Aber er ging nicht nach Hause, sondern bestieg, was bei einem solchen Zustande fast unglaublich ist, die Ruine Lichtenegg, wo er seinen Rausch ausschloß, und von Jägern und Holzhackern oft aufgeweckt wurde. Es ist unbegreiflich, daß er nicht über die hohen Wälle in den Schloßgraben hinabstürzte, und da seinen Tod fand. Einmal mußte ihm bei solch nächtlicher Promenade aber doch etwas Seltsames begegnet sein. Er kam nämlich mitten in der Nacht nach Hause, bleich wie eine Leiche, und an allen Gliedern zitternd. Von da an konnte er das Bett nicht mehr verlassen; eine schwere Krankheit fesselte ihn an dasselbe, und in kurzer Zeit war er tot.

„Man erzählte sich gar vieles von der Ursache der plötzlichen Krankheit und dem Tode des Gemeinbeschreibers. Der allgemeine Glaube war, daß ihm bei seinem letzten Besuche auf Lichtenegg das Burgfräulein erschienen sei und ihn über den Wall hinabgeschleudert habe; denn der Schreiber fabelte in seinen Fieberphantasien von nichts anderem. Oft schrie er, in eine Ecke des Zimmers starrend: „Wirf mich nicht hinab! ich gehe schon und komme nimmer!“ und all sein Reden drehte sich um das Gespenst auf Lichtenegg.“

„Dort sprach man wieder viel von dem Burgfräulein, und mehr als einer wollte sie gesehen und ihre wundervolle Stimme gehört haben. Und, daß Sie's wissen, meine Herren, in neuerer Zeit zeigt sich dasselbe, wie viele Leute behaupten, schon wieder auf der Ruine von Lichtenegg. Doch davon ein anderes Mal. Der Rittmeister starb also; seine

ältere Tochter war ihm einige Monate voran gegangen. Die schwer heimgesuchte Mutter konnte dem Leichenbegängnisse ihres Mannes nicht beiwohnen, denn das Unglück hatte sie völlig entkräftet. Nur Julchen sah ihren Vater begraben, nachdem sie erst am Grabe ihrer geliebten einzigen Schwester gestanden, und nun nichts mehr auf der Welt besitzend als ihre gute Mutter, eilte sie nach dem Gottesdienste nach Hause. Aber die Mutter war inzwischen vom Schlage gerührt worden und starb in demselben Augenblicke, als Julchen in das Zimmer trat.

Das arme 17jährige Mädchen erschrak bei diesem neuen Unglücke so gewaltig, daß es zur Stunde den Verstand verlor. Das ist die traurige Geschichte der Familie Bachert.“

Dieser Erzählung folgte ein längeres Stillschweigen und im Geiste beschäftigte sich jeder von der Gesellschaft mit dem traurigen Schicksale des irren Mädchens.

„Gott gebe,“ sagte jetzt der Pfarrer, „daß das arme Kind wieder geheilt werde!“

„Ja, das wünsch ich auch aus ganzem Herzen!“ rief Adalbert, „vielleicht wäre Rettung möglich, wenn sie in eine Irrenanstalt gebracht würde, und mit Vergnügen würde ich mich bemühen, ihre Aufnahme in eine solche zu bewirken. Solche Augen,“ setzte er schwärmerisch hinzu, „sind nicht geschaffen, um nie von einem anderen Feuer belebt zu werden, als von dem des Wahnsinns.“

Man sprach noch mancherlei über das irre Mädchen, und die Unterhaltung wäre eintönig geworden, hätte sich nicht noch eine weitere Person zu dem Kreise gesellt.

IV.

Es war der Doktor von Furth, der klirrenden Schrittes,

eine Reitpeitsche in der Hand schwingend, in das Gartenhaus trat.

„Da find ich richtig noch die Gesellschaft beisammen!“ rief er. – „Gönnt einem durstigen Jünger Aeskulaps noch ein Plätzchen in eurer Mitte!“

„Ei, der Doktor von Furth!“ entgegnete der Pfarrer. „Willkommen! Sie sind zwar ein später, aber doch stets willkommener Gast! Kommen gerade noch zu gutem Flaschenbier, da ich meinen zwei Gästen zu Ehren heute aus dem Keller holen ließ. Hier stelle ich Ihnen meinen Paten –“

„Wir kennen uns bereits,“ unterbrach Ortoif den Pfarrer; „haben diesen Mittag in Furth mit einander gespeist, und der Herr Doktor hat uns bereits durch seine große Gefälligkeit in seine Schuld gebracht!“

„Bitte, bitte recht sehr,“ entgegnete der Doktor, „von Schuld keine Rede! Machte Ihren Führer in dem alten Städtchen mit großem Vergnügen. Freute mich über das Interesse, welches Sie und mein Herr Kollega Woogen an unserem historisch so merkwürdigen Städtchen nahmen, dessen uraltes Schloß von einer heidnischen Jungfrau erbaut worden, und von dem man sich eine hübsche Siegfriedssage erzählt, welche zu dem Further Drachenstiche Veranlassung gab. Doch, meine Herren, vor allem entschuldigen Sie die Störung, welche ich verursachte. Wie ich Ihnen heut in Furth bereits sagte, eilte ich auf einigen Umwegen nach Neukirchen, ließ mir bei den Franziskanern das Bier munden, und bin nun auf dem Rückzuge nach Furth. In der gewissen Hoffnung, die Gesellschaft noch im Wirtshause zu finden, stieg ich unten beim Späten ab; aber siehe da! der Herr Pfarrer und seine Gäste blieben en famille und so fand ich es für das beste, mich in

diese Familie noch ein wenig einzudrängen.“

„Mein lieber Herr Doktor,“ erwiderte der Pfarrer, „Sie wissen schon, daß Sie mir zu jeder Zeit eine freundliche Erscheinung sind. Dort sehen Sie noch eine ganze Reihe dichbäuchiger Steine, welche Ihnen sehr verbunden sind, wenn Sie ihren Inhalt erleichtern.“

„Verbunden, sehr verbunden! Weiß den Saft aus Ihrem Keller zu schätzen; hab auch verdammt Durst auf den Ritt, und so sehen Sie mich gleich bereit, Ihrem Wunsche zu entsprechen.“ Mit diesem Wunsche entstopfelte er einen Krug, und goß dessen Inhalt in ein ihm dargebotenes Glas. Der Doktor war über den ausgezeichneten Saft sehr erfreut, und leerte über seinem Lobe den ganzen Krug mit einer rätselhaften Geschwindigkeit.

Der Doktor von Furth war ein Mann von mittlerer Größe und untersetztem Körperbaue; sein bräunliches Gesicht mit dem kleinen Stumpfnäschen und den dunklen Augen hatte ganz das Gepräge eines Italieners, das durch seine schwarzen wolligen Haare noch vervollständigt wurde. Er hatte einen grauen Rock und lange Reitstiefel an und trug gewöhnlich eine Schirmmütze nach Studentenart. Er hatte seine Praxis in der Furth, Eschlkamer und Neukirchner Pfarrei, machte ausgezeichnete Kuren, und ein gutes Reitpferd trug ihn zu seinen weithin zerstreuten Patienten.

Es war seine Gewohnheit, so oft es nur immer thunlich, dabei einen Umweg über Neukirchen zu machen, um im dortigen Kloster des weit und breit renommierten Bieres wegen einige Stündchen verweilen zu können, und davon kehrte er eben auch jetzt zurück.

Heute hatte aber sein Ritt nach Neukirchen außer dem Klosterbier noch einen anderen Grund gehabt. Es lebte

nämlich in diesem Orte gerade ein Mädchen, das mehrere Wundermerkmale an sich hatte und zu welchem von nah und fern das Volk strömte. Dieses Mädchen bildete schon lange das Tagesgespräch und so konnte der Kantor nicht lange mit der Frage an sich halten, ob der Doktor das Wundermädchen gesehen und an ihre Wunder wirklich glaube.

„Ja, hab sie gesehen und mich überzeugt, daß das Mädchen die ganze Gegend an der Nase herumgeführt hat!“ rief der Doktor.

„Sie sind ein ungläubiger Thomas!“ erwiderte der Kantor. „Ich habe mich vor acht Tagen selbst überzeugt, daß die Sache nicht mit natürlichen Dingen zugeht, und der Herr Bischof -“

„Der Herr Bischof,“ fiel der Doktor in die Rede, „hat vor einigen Tagen das Mädchen und ihre Beschützer in Kenntnis setzen lassen, daß eine gerichtliche Kommission den Sachbestand strenge untersuchen werde, und im wahrscheinlichen Falle eines Betruges ihnen allen das Zuchthaus in Aussicht stehe. Seitdem hat das Blutschwitzen aufgehört und das Angstschwitzen angefangen; denn die Kommission war heute von Kötzing wirklich dort, und fand an dem Mädchen nichts Wunderbares mehr vor.“

„Ei, was Sie da erzählen!“ rief der Kantor erstaunt.

„Noch ein zweites Wunder,“ erzählte der Doktor weiter, „hab ich gesehen. Bin da durch Buchberg geritten und kehrte bei der allverehrten Somnambule ein, die den Leuten weissagt und eine Masse von Sprachen sprechen soll, obwohl sie nur ein schlichtes Bauernmädchen und noch nie aus der hiesigen Gegend gekommen ist.“

„Und welches Ende hat sie Ihnen voraus gesagt?“ fragte

der Kantor rasch.

„O, bis zum Ende sind wir nicht gekommen!“ entgegnete lachend der Doktor. „Uebrigens merkt man's Ihrer Frage an, daß Sie sich für das Ende der Menschen interessieren; Sie profitieren dabei, indem Sie Gelegenheit haben, Ihren Gesang ertönen zu lassen, welcher freilich, gleich der Trompete von Jericho, die Toten wieder erwecken könnte, wenn sie es nicht vorzögen, von demselben auf immer verschont zu sein.“

„Der Herr Doktor,“ erwiderte der Kantor gefaßt, „haben die Leute, welchen ich ins Grab singe, schon so tot gemacht, daß ich in saecula saeculorum singen dürfte und doch keinen erweckte. Uebrigens nichts für ungut; wir sprachen uns schon öfter sehr leicht mit einander! Also erzählen Sie von der Buchberger Somnambule.“

„Nun, ich fand sie mitten in ihrer Entzückung. Als ich eintrat, rief sie, obwohl sie das Gesicht nicht gegen mich gewandt hatte: „Der Doktor von Furth ist im Zimmer.“

„Da sehen Sie, daß an der Sache etwas ist,“ sagte der Kantor. „Freilich ist etwas daran,“ fuhr der Doktor fort - „und ich werde noch alles herausbringen.“

Sie sagte also: „Der Doktor von Furth ist im Zimmer.“ „Das ist richtig,“ sagte ich, mich ihrem Bette nähernd, und ohne mich anzusehen, fuhr sie fort: „Sie haben heute mit zwei Fremden in Furth zu Mittag gespeist, mit Leutnant Binnfeld und Dr. Woogen.“

„Das wußte sie?“ fragten Adalbert und Ortolf erstaunt.

„Es scheint so.“ „Der Dr. Woogen,“ sprach die Somnambule weiter, „begleitete seinen Freund nach Eschlkam. Sie werden die beiden heute noch sprechen.“

„Da sag mir noch einer, daß es keine Wunder giebt!“ rief der Meßner. „Gleich morgen geh ich nach Buchberg, um zu erfahren –“

„Daß Sie Ihre Mündel möchten und doch nicht bekommen! Hüten Sie sich ja, Herr Kantor, das Mädchen könnte Ihre Geheimnisse ausplaudern! Z. B. wo Sie Ihre Thaler verborgen halten, woher Ihr Zipperlein kommt, und noch viele andere Dinge, womit solch ein armer Mann geplagt ist. Fragte sie dann, woher sie alles wüßte: da legte sie die Hand aufs Herz und blickte gen Himmel. Sprach dann zu der Kranken in lateinischer Sprache – aber da fing sie jämmerlich zu stöhnen an. Die Bauern versicherten mir, daß sie mit ihnen vor meinem Eintreten perfekt in allerlei fremden Sprachen gesprochen habe, in Sprachen, wovon sie auch nicht eine Silbe verstanden hätten, was gewiß eine große Merkwürdigkeit sei. Konnte sie nicht mehr zum Sprechen bringen und als sie mich satt hatte, erwachte sie scheinbar aus ihrem magnetischen Schläfe, sah sich erstaunt im Zimmer herum und sprach von einem Traume, wo sie im Himmel gewesen und mit Engeln verkehrt habe. Ging und wünschte gute Besserung³.“

3 Der Verfasser hatte während eines Besuches im bayerischen Walde, Gelegenheit, die Buchberger Somnambule Katharina Staudacher persönlich kennen zu lernen. Er fand in einem kleinen, düstern Gemache eines ärmlichen Hauses eine weibliche Person, welche schon über 18 Jahre ununterbrochen zu Bette liegt, weder gehen noch stehen kann und täglich zu gewissen Stunden von heftigsten Konvulsionen befallen wird, wobei sie das Bewußtsein vollständig verliert. In diesem Zustande fängt sie nun an zu singen und den Geistlichen in der Kirche nachzuahmen, indem sie die weitläufigsten Predigten und religiösen Sprüche, sowie Prophezeiungen hersagt.

Zum Schlusse singt sie ein geistliches Lied und mit diesem hören die Konvulsionen auf, sie erwacht wie aus einem tiefen Schläfe und versichert, nicht zu wissen, was sie gesagt und gesungen hat. Der

„Das ist ja eine wahre Wundergegend!“ sagte Adalbert.

„Wahrhaftig,“ entgegnete der Doktor. „Zu alledem kommt noch – erschrecken Sie nicht – eine Menge von Teufeln, welche die ganze Gegend im Schrecken erhalten. Leider habe ich noch nie Gelegenheit gehabt, mit einem solchen zusammenzutreffen, so sehr sich auch meine Reitpeitsche darnach sehnt. Einer z. B. treibt sich des Nachts im Klostergarten zu Neukirchen herum und scheint für den darin befindlichen Rettig und Salat nicht unbedeutende Sympathien zu haben, denn er hinterläßt jedes Mal dem Gärtner fühlbare Lücken. Ein anderer besucht von Zeit zu Zeit die Haselmühle, und nimmt den erschreckten Mühlknechten vor der Nase den nächstbesten Sack Mehl mit. Vor einigen Nächten wagte es endlich einer der Burschen, dem bestialischen Besuche eine Mehlschaufel an den Kopf und dabei ein Horn abzuwerfen, welches ich mir, als eine der größten Raritäten dieses Jahrhunderts, anzueignen wußte. Werde

überraschte Besucher staunt und hört, hält die Person für eine Hellseherin und verläßt zerknirscht die ärmliche, dumpfe Stube, in welcher sie liegt und wo nie ein Fenster geöffnet werden darf, weil die Träumerin nicht den leisesten Luftzug zu ertragen im Stande ist. Eine Menge von Büchern liegt um sie herum, welche sie alle selbst geschrieben hat und zwar in ihren krankhaften Zuständen. Ihre Hand gleitet dabei mit ungeheurer Schnelligkeit über das Papier hin und am Ende hat sie nicht das unsinnigste Zeug, sondern großartige, mit Kapiteln und Absätzen eingeteilte Abhandlungen, rein religiösen Inhalts, geschrieben, welche von jedermann mit Erstaunen angeschaut und wenn möglich gelesen werden. Der Fall ist immerhin merkwürdig, aber von übernatürlichem Offenbaren, wie das Landvolk glaubt, ist absolut keine Rede. Was das Mädchen vorbringt, sind lauter Reminiscenzen und ist sicherlich die Folge einer starken Hysterie. Ob Betrug im Spiele? – wer weiß es. Dabei müßte man sich nur über eines wundern, nämlich über deren eiserne Konsequenz: denn 18 Jahre lang im Bett liegen und Komödie spielen, ist keine Kleinigkeit.

das zweite und, wenn möglich, damit den ganzen Teufel auch noch in meine Hand bekommen. Wenn mich die Herren einmal in Furth mit einem Besuche beehren wollen, können Sie davon Einsicht nehmen. Apropos, meine Frau hat mir ohnedies aufgetragen, mir von beiden Herren nochmals versprechen zu lassen, daß Sie recht bald einige Tage bei uns verweilen wollten und uns die Freude machen, Sie nach Möglichkeit aufs beste bewirten zu dürfen.“

Man kam überein, daß die beiden Gäste diesen Besuch schon am morgigen Nachmittag machen sollten, da der Pfarrer ohnedies auf zwei Tage wichtiger Amtsgeschäfte halber zum Dekanat nach Lam fahren mußte und unterdessen der Doktor die Unterhaltung der Fremden zu übernehmen wünschte.

„Bravissimo!“ rief er aus. „Sie kommen also schon morgen! Bravissimo! Sollen sich in unserem Furth nicht langweilen; 's ist eine merkwürdige Stadt, deren Geschichte großes Interesse bietet. Haben sich die Schweden manchen Zahn daran ausgebissen, aber auch unendliche Drangsale darüber gebracht. Furth, Eschlkam und Neukirchen wissen ein Liedl von jenen Zeiten zu singen. Da lassen Sie einmal den Herrn Pfarrer erzählen; der kennt die Geschichte unseres Waldes genau und Sie sollen gewiß Respekt davor haben.“

Der würdige Pfarrer war hierzu gerne bereit und erzählte auf den Wunsch Ortolfs die Geschichte von Eschlkam und was damit in Verbindung stand.

Eschlkam, dessen Marktrechte schon in einem Recesse der Herzoge Otto und Heinrich vom Jahre 1330 erwähnt werden, und welches 1672 Kurfürst Ferdinand Maria mit der Bannmarktwürde begnadigte, hatte gleich Furth und

Neukirchen ein wohlbefestigtes Pflegerschloß zum Schutze des Passes von Neumark nebst der Veste auf dem Aigen (Kleinaigen), um das Eindringen feindlichen Scharen aus Böhmen zu verhindern. Den altberühmten Paß von Neumark oder Taus bildet die breite Oeffnung zwischen den Ausläufern des Czerkows und des Osser oder die Strecke von Furth über Neukirchen gegen Rittsteig hin.

Dieser Paß war der blutgetränkte Schauplatz einstiger heißer Kämpfe und grimmiger Befehdung zweier feindlicher Nationen. Außer den genannten Vesten schützte sich Bayern noch durch stundenlange Verschanzungen auf der sogenannten Kampfheide (von Schachten bis Rittsteig) und die lebendige Wehr, die Grenzwahe von Furth. Von seiten Böhmens waren es die Festungen Taus, Riesenberg und Herrstein, welche nebst den wehrhaften Choden und Freibauern ihr Land beschützten. Zur Grenzfahne von Furth, die täglich zum Kampfe geschickt werden konnte, gehörten nebst den Bürgern von Furth auch die der Märkte Eschkam und Neukirchen, dann die am Fuße des Hohenbogen wohnenden Seligenthaler Bauern, so genannt, weil sie von Ludmilla von Bogen durch Erbschaft an das Kloster Seligenthal in Landshut kamen. Die Grenzfahne zählte im 16. Jahrhundert 550 Mann zu Fuß und 50 Reiter, welche der Pfleger von Furth als „Grenzhauptmann“ befehligte⁴.

Der Paß von Neumark ist der älteste Verkehrsweg nach Böhmen. Hier wanderten schon die Bojer und Markomanen. König Samo, der Gründer des Slavenreiches, erfocht hier gegen die vom Rhein her nach dem Böhmerwalde feindlich vorgedrungenen Franken unter dem Merovinger

4 Die aus jener Zeit des Grenzdienstes herrührende Fahne ist im Armeemuseum zu München aufbewahrt.

Dagobert einen glänzenden Sieg. In den Jahren 805 und 806 rückte durch diesen Paß der fränkische, sächsische und bayerische Heerbann in Böhmen ein, und machte die slavischen Herzoge tributpflichtig. Im Jahre 872 war es ein aus Franken bestehendes Heer unter der Führung des Erzbischofs Liutbart aus Mainz, von welchem die böhmischen Herzoge an der Moldau in die Flucht geschlagen wurden. 976 kam Kaiser Otto II. mit seinem Heere durch diesen Paß über Eschlkam nach Böhmen gezogen, um erst auf der Pilsener-Ebene durch Boleslaw den Frommen eine blutige Niederlage zu erleiden. 1040 fand hierum, gleich in der Nähe von Neumark, die Schlacht zwischen König Heinrich III. und Herzog Bretislaw I. von Böhmen statt, welche mit der Niederlage des deutschen Heeres endete. Die Böhmen erbauten zum Andenken an diesen Sieg eine Kapelle bei Vierthel⁵. Von 1074-1105 schlug in diesem Passe Graf Aswin von Bogen die Böhmen in drei Feldschlachten und erwarb sich dadurch den Namen: „Der Schrecken der Böhmen.“ Auch 1347 fand in der Nähe von Furth ein Treffen zwischen Bayern und Böhmen statt, in welchem Peter von Egg der Jüngere feldflüchtig geworden und dafür mit dem Leben gebüßt haben soll. Dann vollführten die Hussitenheere hier ihre Greuel. Diesen folgten die inneren Unruhen, welche durch den Bund der Böckler (1468) und durch den Löwlerbund (1489-91) in Bayern erregt wurden und die den bayerischen Wald und damit auch Eschlkam um so schwerer trafen, als die Häupter des Aufstandes zunächst der Ritterschaft dieser Gegend angehörten. Einige Jahre später (1504 und 1505) ließ der bayerische oder Landshuter Erbfolgekrieg den Waldbewohnern seine bluttriefende

5 P. Hippolyt Randas Denkwürdigkeiten aus dem westl. Böhmerwalde (Taus Selbstverlag) enthalten eingehende Schilderungen hierüber, sowie über die ganze Umgebung.

Geißel fühlen, aber am empfindlichsten war der dreimalige Durchzug der Schweden durch den Wald, welche durch ihr Rauben, Morden und brennen ein furchtbares Elend brachten. Alle die schönen, stolzen Burgen hüben und drüben wurden von der zügellosen Soldateska, welche alle Pflichten gegen Gott und Menschen von sich geworfen hatte, zerstört. Nimmer satt wurde ihr Durst nach Raub und Ausschweifungen aller Art. Um das Landvolk zum Geständnisse verborgener Habseligkeiten zu zwingen, erfanden sie die unerhörtesten Qualen, wie z. B. den Schwedentrunk. Schrecklich waren die Spuren, die der Schwede im Walde zurückgelassen hatte. Das Land schien verödet. Was von der Bevölkerung das Schwert des Feindes nicht hingewürgt, war den Seuchen erlegen, welche die Kriegsscharen im Lande verbreitet hatten. Die Wälder wimmelten von wilden Tieren; herrenloses Gesindel schwärmte bandenweise im Lande herum und machte die Straßen unsicher. Noch heute wird man durch vieles an jene grauenvollen Tage erinnert. Später, im österreichischen Erbfolgekriege, hausten die Panduren hier nicht minder barbarisch, aber sie konnten die Erinnerung an die Schwedengreuel nicht verwischen.

Die Ruinen unseres Eschkamer Schlosses stammen aus dem Jahre 1633. Die Marktbewohner und die Landsassen der Umgegend hatten vor den andringenden Schweden ihre beste Habe auf das Schloß geflüchtet, der allbewährten Stärke seiner Mauern vertrauend. Die Schweden bekamen Wind von dem reichen Schatze, griffen das Schloß an und bemächtigten sich desselben ungeachtet der tapferen Gegenwehr der Bürger. Der schwedisch-weimarische Feldoberst Tupadell⁶, vom Volke „Raupatl“ genannt, freute sich

6 Tupadell wurde kurze Zeit darauf bei der Belagerung von Furth durch eine aus dem Schlosse abgeschossene Falkonetkugel der Arm

dieses Sieges mit den Worten: „Ich habe schon eine gute Zahl solcher Berghäuser weggenommen, aber nirgends einen besseren Fund gemacht als in diesem Rattenneste.“ Zum Danke ließ er bei seinem Abzuge das Schloß in Brand stecken und die Flammen äscherten auch den Kirchturm, den Pfarrhof, das Rathaus und noch mehrere Häuser ein.

Nach sieben Jahren kam Banner und ließ da plündern und verwüsten, während er von dem bayerischen General Gellen verfolgt wurde. Dieses Mal fiel bei der Verteidigung des Schlosses der Ratsherr Georg Altmann, von einer Kugel getroffen; andere Bürger trugen bei dem Anlaufe schwere Wunden davon und alle mußten zusehen, wie ihre Häuser von den Schweden geplündert und verwüstet wurden.

Später, 1648, wurde Eschlkam vom General Königsmark ausgesogen und während des spanischen Erbfolgekrieges wurde der Ort wiederum ausgeplündert und die Kirche zerstört.

Das große Gebäude neben der Kirche ist noch ein Teil des alten Pflegerschlosses, außerdem besteht noch ein kleiner Rest der ehemaligen Ringmauer und der Stumpf eines Turmes, der noch heute mit den Gebeinen hier Gefallener angefüllt ist. – Auch 1705 standen die Wäldler, gleich den Oberländern, gegen die Fremdherrschaft auf, und setzten Blut und Leben ein für ihr angestammtes Regentenhaus.

Die Eschlkammer haben sich gleich allen Wäldlern bei allen Gelegenheiten tapfer gezeigt; aber Gut und Blut haben sie dabei verloren. Wer die Geschichte des bayerischen Waldes kennt, wird mit Achtung und Bewunderung von

zerschmettert und er verblutete an dieser Wunde in Cham, wohin er sich hatte verbringen lassen.

demselben sprechen. Er wird erkennen, welch braves und arbeitsames Volk dazu gehörte, das Land wieder in solche Blüte zu bringen, in welcher es gegenwärtig ist. Und diejenigen, welche die Wäldler für ein dummes, unkultiviertes Volk halten, mögen nur selbst kommen, um sich zu überzeugen, daß ein gesunder Geist und Biederkeit auch hier zu Hause sind, und von Jahr zu Jahr ein geistiger Fortschritt stattfindet. Religion und Vaterlandsliebe sind dem Wäldler das Heiligste, und unser König kann fest und unter allen Verhältnissen auf uns bauen!“ Der Pfarrer schwieg, sein Auge flammte in Begeisterung, als er so sprach.

„Man erkennt in Ihnen den geborenen Wäldler, Herr Pfarrer!“ sagte Adalbert. – „Ich beneide Sie darum; denn ich liebe den bayerischen Wald bereits, als wäre es meine eigene Heimat, und doch bin ich erst wenige Tage mit ihm bekannt geworden. Die vielen Ruinen und alten Schlösser, welche ich auf dem Herwege erblickte, schienen mir alle wundervolle Märchen, grauenhafte Sagen erzählen zu wollen. Ich muß damit bekannt werden. Doch was ist dies?“

Adalbert wurde durch ein gellendes Geschrei in der Nähe des Gartens unterbrochen. Es war das Gejammer einer kreischenden Weiberstimme, welches widerlich durch die stille Nacht zu unserer Gesellschaft drang.

„Ah, das Rittermargerl!“ rief der Meßner. „Sucht wahrscheinlich eine davongelaufene Katze, die alte Katzenmutter!“

„Wer ist das Rittermargerl?“ fragte Adalbert.

„Eine uralte Frau,“ erwiderte der Kantor, welche im alten Schlosse neben dem Friedhofe wohnt. Eine sonderbare Matrone das! Sie zog vor ungefähr vierzig Jahren hieher, verläßt ihre Wohnung äußerst selten und ist steinreich.

Wer sie eigentlich ist und woher sie kommt, das weiß niemand. Sie hat über ein Dutzend Katzen, welche sie wie Kinder pflegt, und hat keine Ruhe, ehe nicht ihre Vieherln im Bettchen liegen. Sie scheint das Verlorene gefunden zu haben, weil sie nicht mehr jammert; oft habe ich stundenlang dieses schöne Konzert mit anzuhören.“

„Ich wunderte mich nicht wenig, das alte Mütterlein noch am Leben zu finden,“ sagte Ortolf.

„Ja, die hat das ewige Leben,“ fuhr der Kantor fort. „Ich bin nicht abgeneigt, sie für eine Zauberin zu halten, denn man erzählt sich gar sonderbare Geschichten von der Alten.“

„Wie mögen Sie doch so sprechen, Kantor!“ sagte der Pfarrer. „Die Margareth ist eine fromme, gute Greisin, welche für die Kirche und für die Armen der ganzen Umgegend Erkleckliches leistet. Mag sie auch ihre Launen und sonderbaren Liebhabereien haben, deshalb ist sie noch keine Hexe oder Zauberin, wofür sie nur von einem kleinen Teile beschränkter Geister ausgeschrieen wird.“

Der Kantor, durch diese Zurechtweisung etwas verlegen, malträtierte sein Schnupfglas, räusperte sich einige Male und entgegnete dann dem Pfarrer: „Gott bewahre, daß ich zu dem kleinen Teile gehöre; ich habe vielmehr die sicherste Ueberzeugung, daß die Alte vollkommen Ihrem Urteile entspricht. Wollte auch vorhin der Matrone gar nicht zu nahe treten und eigentlich nur sagen, daß es eine geheimnisvolle Person ist.“

„Armer Kantor,“ sagte der Doktor von Furth, „welche Qual mag es Ihnen schon gewesen sein, dem Rittermargerl nicht in die Karten blicken zu dürfen, Ihnen, der ja alles weiß oder wissen möchte!“

„Aufrichtig gestanden,“ erwiderte der Kantor; „ich hätte früher gar manches über die Alte wissen mögen. Sie kam vor vielen Jahren ganz unvermutet hierher, mietete die Wohnung im alten Schloßgebäude und lebte da wie eine Klosterfrau. Mit ihr kam eine Dienerin, die einzige Person, mit welcher sie außer dem damaligen Herrn Pfarrer verkehrte und die gleichfalls über das frühere Leben ihrer Herrin das tiefste Geheimnis bewahrte. Die Frau hat sonderbare Launen. Ihre Umgebung besteht in einer Menge von Katzen, welche sie wie kleine Kinder behandelt; und schon seit lange baute sie sich eine Gruft, worin sie oft ganze Stunden, auf den Tod sich vorbereitend, hinbringt. Ferner befindet sich in ihrer Wohnung ein Zimmer, über das allerlei Gerüchte im Umlauf sind.“

„Das verschlossene Zimmer!“ rief Ortolf. „Ja, ja, ich erinnere mich, wie neugierig ich oft nach der Thüre blickte, wenn ich bei der Margareth war; welche Phantasiebilder erweckte dasselbe nicht in mir! Man sagte, es wäre nichts als Gold und Silber darin, oder es wären Gespenster in demselben, mit welchen die Alte in der Mitternachtsstunde verkehrt, und dergleichen Dinge mehr.“

„Ja, dieses Zimmer,“ fuhr der Meßner fort, „das am äußersten Ende des Gebäudes liegt und dessen Läden nie geöffnet werden, mag manches in sich schließen; schon öfters, wenn ich in der Nacht etwas spät nach Hause ging, hörte ich das Rittermargerl in diesem Zimmer jammern und weinen. Da kam mir’s öfter vor, als spräche sie mit jemand und da wurde mir’s immer so unheimlich, daß ich gerne von einem weiteren Horchen abstand.“

Der Pfarrer hatte sich während dieser Erzählung entfernt.

„Der Herr Pfarrer,“ fuhr der geschwätzigte Kantor weiter,

„wüßte schon reinen Wein einzuschenken; er ist der Vertraute der Alten, will aber darüber nicht gefragt sein.“

„Fort jetzt mit alten Weibern, Gespenstern und Katzen!“ rief der Doktor. „Der Kuckuck soll alle holen! Dort lacht mir die unvermeidliche Guitarre, komm herab und begleite unsere unsterblichen Gesänge!“

„Das laß ich mir gefallen!“ rief der nun wieder eintretende Pfarrer. Die Gläser wurden aufs neue gefüllt und der Doktor sang mit hübscher Stimme heitere Lieder, wozu die übrigen den Chor bildeten. Der letzte Chorus war kaum verhallt, als von neuem, und zwar ganz nahe am Garten, das unheimliche Gejammer der Rittermargerl durch die Nacht tönte.

„Hat die Alte heute keine Ruh mit ihren verdammten Katzen!“ rief der Doktor von Furth ärgerlich.

„Das muß in der That eine sonderbare Frau sein,“ sagte Adalbert, „die in einem so hohen Alter einer Katze wegen ihrer Nachtruhe entsagen kann!“

„Da hören Sie nur, wie reizend sie lamentiert,“ sagte der Kantor.

„Katziminerl! Katzimanerl! Komm her zu mir. Katziminerl, Katzimanerl!“ Dieses war ungefähr alles, was man aus der weinerlichen Stimme der Alten entnehmen konnte. Aber es war eine Stimme, die bei so später Stunde, es mochte bereits 11 Uhr sein, unheimlich durch die Luft drang und dem, der sie hörte, sozusagen durch Mark und Bein ging.

Die Gesellschaft trat aus dem Gartenhause und der Pfarrer nahte sich dem Zaune, vor welchem die Alte gerade hertrippelte.

„Thut doch nicht gar so schrecklich, liebe Margareth,“ sag-

te er verweisend, „Ihr weckt ja alle Leute im Markte auf und Eure Gesundheit leidet Schaden, wenn Ihr, statt im Bette zu liegen, noch so spät auf der Gasse seid. Eurer Katze wird nichts passieren; im Gegenteile wird sie sich einige Mäuse erjagen und sich dabei recht wohl befinden; geht nach Hause, Margareth.“

„Nicht ohne mein Manerl!“ kreischte die Alte; „mein treues Tierl braucht keine Mäuse, hat sein Törtchen zu Hause, muß in sein Bettchen!“ Und mit Leibeskräften rief sie wieder: „Katziminerl! Katzimanerl!“

„Da ist der Kater!“ rief jetzt der Kantor. „Er macht gerade im Gartenhause dem Hunde einige Komplimente!“

„Um aller Heiligen willen, laßt ihm nichts zu Leide thun!“ schrie die Alte, und nachdem ihr der Pfarrer die Gartentüre geöffnet, trippelte sie so schnell als möglich dem Orte zu, wo sich inzwischen eine neue Szene ereignete.

Der Kater hatte sich nicht sobald in das Gartenhaus geflüchtet, als der bis jetzt ruhig unterm Tische gelegene Brutus auf denselben zusprang und ihn mit seinen Pfoten nicht auf die freundschaftlichste Weise bekomplimentierte. Der Kater und der Hund standen sich sodann eine Weile, der eine fauchend, der andere knurrend, gegenüber; aber Brutus, in solchen Manövern schon geübt, begann den Angriff; durch einen Krall des Katers aufs höchste gereizt, wußte er ihn geschickt mit seinem Zähnen am Rücken zu packen und so nicht auf die zarteste Art abgeschüttelt, fing der Besiegte erbärmlich zu schreien an. Er hätte hier vollendet, wäre nicht Adalbert noch zur rechten Zeit herbeigesprungen, und, den Hund mit einem derben Stoße in eine Ecke zurückweisend, entriß er ihm seine Beute, welche er in demselben Augenblicke in eine andere Ecke

schleuderte, als das Rittermargerl an der offenen Thüre erschien.

Diese war über die grausame Behandlung ihres Lieblings, der noch fortwährend schrie, im höchsten Grade erregt. Ihre Augen traten hervor; das blutrote Gesicht und das heftige Zittern ihres ganzen Körpers verkündeten den Zorn, der in ihrem Innern zu toben begann. Ihr erstes war, auf den Kater zuzueilen, und ihn in die Arme nehmend und seine blutenden Wunden untersuchend, jammerte sie erst über das unglückliche Mannerl. Dann fuhr sie den Hund mit einem Fluche an, und mit einem wutentbrannten Blicke suchte sie nun den Herrn desselben.

Kaum aber hatte sie dem ruhigen Auge Adalberts begegnet, als sich plötzlich die Gefühle der Alten änderten. Nicht der Ausdruck des Zornes, sondern der der höchsten Ueberraschung, ja des Entsetzens, spiegelte sich auf ihrem Gesichte, und als wäre ihr Auge auf Adalbert gebannt, blickte sie ihn starr an, während ein heftiges Zittern den ganzen Körper zum Wanken brachte, so daß nur die Unterstützung der sie Umgebenden einem Niedersinken vorbeugte.

„Bist du Adalbert?“ schrie sie endlich mit von Angst gepreßter, unsicherer Stimme.

Adalbert sowie die anderen wußten nicht, was dieses zu bedeuten habe, und alle waren aufs höchste überrascht.

„So heiß ich, Mütterchen,“ antwortete der Gefragte; „aber was findet Ihr denn so Schreckbares an mir und woher wißt Ihr meinen Namen?“

Diese Worte donnerten die Alte ganz darnieder; die Katze entfiel ihren Armen - sie achtete nicht darauf - und durch Zeichen gab sie zu verstehen, daß man sie von diesem

Orte wegführen möge.

Ihre alte, lange, hagere Dienerin, welche inzwischen auch gekommen, machte sogleich Anstalt zum Rückzuge und wurde hierin von dem Kantor und Ortolf unterstützt. Der Doktor von Furth gab der Magd einige Verhaltensmaßregeln und die Alte wurde nach Hause geführt, ohne daß sie noch einen Laut von sich gab.

Die Zurückgebliebenen sahen sich voll Erstaunen über das eben Erlebte fragend an.

„Da mache einer einen Vers darauf!“ rief der Doktor.

„Diese Sache wird sich morgen aufklären,“ meinte der Pfarrer. „Machen Sie sich keine Skrupel darüber, mein lieber Gast, sondern schlafen Sie zum ersten Male recht gut bei uns.“

„Ich weiß nicht, was ich darüber denken soll,“ sagte Adalbert, der seine innere Aufregung nicht verbergen konnte.

Jetzt kamen die Begleiter des Rittermargerl wieder zurück.

„Die Alte macht mir Sorgen,“ sagte Ortolf, „wenn ihr während der Nacht nur nichts zustößt!“

„O, die hat ihre exzellente Hausapotheke,“ erwiderte der Doktor, „brauchte noch keinen Arzt, seit sie hier ist und ich reite getrost nach Hause, wozu es nun die höchste Zeit ist.“

Man verabschiedete sich allgemein. Der Pfarrer führte seine Gäste in ein oberes, schön hergerichtetes Zimmer, und nachdem man sich gute Nacht gewünscht, zog sich der Hausherr ebenfalls in sein Kabinet zurück, und im ganzen Pfarrhause herrschte bald die größte Stille.

V.

Kaum waren die Freunde allein im Zimmer, warf sich Adalbert auf das Sopha und verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Du bist sehr aufgeregte,“ sagte Ortolf.

„Du hast recht, Ortolf, ich bin in einem Grade aufgeregte, wie ich es noch nie gewesen; denn seit ich diesen Ort betrat, stürmt es Schlag auf Schlag auf mein Herz ein. Was soll dies alles bedeuten? Erst überrascht mich das irre Julchen durch seine frappante Aehnlichkeit mit Marie und den Zuruf ihres Namens! Wie sehnte ich mich schon den ganzen Abend, mit dir allein zu sein, um das übervolle Herz durch Mitteilungen erleichtern zu können! Da kommt auch noch diese alte Katzenmutter und erschrickt vor mir wie vor einem Gespenste. Woher weiß sie, daß ich Adalbert heiße, und welche schreckliche Erinnerungen konnte mein Anblick in ihr hervorrufen? Höre Freund, so sehr es mir im bayerischen Walde gefällt, ich habe nicht Lust, mich lange in diesem Orte aufzuhalten.“

„Das wollen wir uns noch überlegen, lieber Freund,“ entgegnete Ortolf; „der Auftritt mit der Alten wird sich aufklären, die Aehnlichkeit der Irren und deiner Marie ist Zufall oder Einbildung, du siehst alles mit phantastischen Augen an und suchst dich oft selbst zu täuschen.“

„Du thust mir Unrecht, Ortolf, ich täusche mich nicht, wenn ich die Irre mit Marie vergleiche.“

„Aber du scheinst zu vergessen, daß ich noch nie näheres über Marie von dir hörte; nicht weiß, in welcher Beziehung du zu diesem Namen stehst.“

„Sollst es erfahren, und wenn ich früher hierin zurückhal-

tend war, so geschah es nur, weil mir meine liebe Pflegemutter aus leicht erklärlichen Gründen aufs strengste darüber zu sprechen verbot. Nun hindert mich freilich niemand mehr daran; ich hielt aber die Geschichte des Erzählens nicht mehr wert und würde ohne die heutigen Erlebnisse schwerlich mehr darauf zurückgekommen sein.

Du sollst nun alles erfahren. Wie du bereits weißt, ward ich schon kurze Zeit nach meiner Geburt verwaist. Meine Mutter starb; mein Vater, Baron Werrfels, dessen Namen ich seit dem Tode meiner Mutter nicht mehr führe, ist entflohen und verschollen, und so nahm sich eine alte Tante, welche im Woogenschen Hause die Stelle der Hausfrau lange Zeit inne hatte, meiner an, und vertrat an mir in der liebevollsten Weise Mutterstelle.

„In der Nähe unserer Wohnung war ein Arzt, zu dessen Familie meine Adoptivmutter öfters kam und wohin ich immer mitgenommen wurde. Es waren drei liebliche Schwestern da, welche mich recht lieb hatten und mich nur den kleinen Doktor nannten, worauf ich mir nicht wenig einbildete. Für diese Schwestern hatte ich eine große Verehrung, besonders aber zu der jüngsten, Namens Marie, die ich über alles in der Welt verehrte. Ich stand in meinem fünfzehnten Jahre, als Marie, welche eben siebzehn Jahre zählte, plötzlich zu kränkeln anfang.

Sie hatte sich unvorsichtiger Weise ein Lungenleiden zugezogen, welches rasch vorwärts schritt und die roten Wangen ihres holden Gesichtchens erbleichen machte. Ihre Krankheit that mir in der tiefsten Seele weh, denn ich betete Marie an; sie war so schön, so gut und fromm, daß ich mir die himmlische Madonna stets nur in ihr vergegenwärtigte. Alle meine Gedanken waren bei ihr. Ich suchte die schönsten Blumen und war glücklich, ihr dieselben

überbringen zu dürfen. Sie küßte mich dann jedesmal auf die Stirne, nannte mich ihren kleinen Liebling und erzählte mir Geschichten, Sagen und Märchen, womit sie mir die größte Freude machte. Wenn sie mir von Helden erzählte, welche sich in einer großen Sache aufgeopfert, dann wünschte ich nichts sehnlicher, als daß auch ich Gelegenheit hätte, mein Leben für sie zu wagen, für sie zu verbluten.

Marie wurde immer schwächer und konnte bald das Bett nicht mehr verlassen; sie litt die furchtbarsten Schmerzen und ich litt mit ihr. Ich übergehe die Schilderung jener für mich so schmerzlichen Zeit. Sie starb. – Ich gab mich einem wilden Schmerze hin. Ich betete zum Himmel, daß er auch mich möge sterben lassen, denn die Erde hatte keinen Reiz mehr für mich ohne Marie. Dem Leichenbegängnisse beiwohnend, sah ich den Sarg in die Gruft senken, und mit ihm begrub ich alle meine Freuden meiner Kindheit.

Dem traurigen Tage folgte eine für mich unvergeßliche Nacht. In meine kleine Kammer eingeschlossen, konnte ich mich ganz meinem Schmerze überlassen. Es war anfangs Februar. Ein starker Regen hatte die Erde ihres Winterkleides beraubt, und ein heftiger Sturm sauste darüber hin. Auf meinem Bette sitzend, weinte ich lange bitterlich, bis ich ermattet zurücksank und einschlief. Aber was wachend meinen Geist beschäftigt, folgte mir auch im Traume. Mir war's, als hörte ich Mariens Stimme aus der Gruft zu mir tönen, und mein Herz zersprang fast vor Sehnsucht nach ihr. Ich wähnte zu erwachen. Ich wähnte es wohl nur, obgleich in früheren Jahren das, was ich nun erzählen werde, nicht für eine Fortsetzung des Traumes, sondern für Wirklichkeit ansah. Ein mächtiges Verlangen, die Gruft zu besu-

chen, erfaßte mich und mit unwiderstehlicher Gewalt zog es mich dahin. Es schlug 12 Uhr. Schnell hatte ich mich angekleidet, und eilte dem Friedhofe zu.

Kein Riegel hinderte meinen nächtlichen Gang, selbst das eiserne Thor des Friedhofes stand offen. Der Mond, der hin und wieder zwischen eilenden, vom Winde gepeitschten Wolken hervorstrahlte, erhellte den stillen Leichengarten, auf dem die eisernen und blechernen Kreuze in schrillsten Tönen mich unheimlich begrüßten. Furchtlos durchschritt ich die schmalen Gänge bis zur Gruft Mariens, die ich offen fand, und in welche ich ohne Beben hinabstieg. Der Mond schien mir neugierig zu folgen, denn er beleuchtete die traurige Stätte und ließ mich den Sarg Mariens erkennen, den ich ohne Mühe öffnete.

Und vor mir erblickte ich das tote Mädchen im weißen Gewande, die Stirne mit einem Myrtenkränzchen umflochten, die langen, schwarzen Haare herabhängend, das marmorableiche Gesichtchen von einem lieblichen Lächeln umspielt, während die blassen Lippen einen Willkomm-Gruß auszuhauchen schienen! Ich kniete nieder und bedeckte ihr Angesicht mit feurigen Küssen. Plötzlich schlägt sie die Augen auf, richtet sich empor und erzählt von himmlischen Freuden, die ihr nun zu teil geworden, und gießt Kraft und Frieden in mein junges Herz. Sie sprach in himmlischen Tönen, wie Töne von Menschenzungen sie nicht nachzuahmen vermögen. Ein mit Amethyst besetztes Ringlein, das sie am Finger trug, streifte sie ab, und steckte es mir an. Mich nochmals an ihr Herz drückend, rief sie: „Vergiß mich nicht! Auf Wiedersehen!“ und sank hierauf wieder leblos in den Sarg zurück. Ich schloß denselben, stieg aus der Gruft, und ungehindert, wie auf dem Herwege, kam ich zurück in meine Kammer, legte mich zu Bette und

schlief bis zum späten Morgen.

Erwachend dachte ich mit bebendem Erstaunen an die Begebenheit der vergangenen Nacht. War es Traum? War es Wirklichkeit? Ich wußte es nicht. Die Pflegemutter stand am Bette und fragte mich besorgt, was mir fehle, zugleich reichte sie mir ein Schächtelchen, welches die Schwestern Mariens geschickt, einem Wunsche der Verstorbenen entsprechend. Es enthielt den mit Amethyst besetzten Ring, welchen ich noch hier am kleinen Finger trage.

„Auf Wiedersehen!“ hatte mir Marie zugerufen und ich glaubte so glücklich zu sein, bald mit ihr im Himmel wohnen zu dürfen. Täglich besuchte ich darum ihr Grab, betete und weinte da, und wäre sicher der Sehnsucht nach der Toten bald erlegen, hätte mich nicht meine Pflegemutter, welcher ich alles anvertraut, von diesem Orte entfernt, und in das Institut gebracht, in dem wir uns kennen lernten. Als ich heute das irre Mädchen am Friedhofe vor mir sah, glaubte ich Marie leibhaftig wieder zu erblicken. Wie mir diese im Traume erschienen, gerade so erschien mir heute das irre Mädchen. Zug für Zug gleicht sie Marie.

„Auf Wiedersehen!“ so sagte Marie und mir ist, als hätte ich sie wirklich wieder erblickt; mir ist, als erwachten alle jene Gefühle wieder in mir, welche ich schon als Knabe kannte, und schon als Knabe begraben mußte!“

Adalbert schwieg. Er dachte lebhaft wieder an jene Zeit zurück, welche auf sein Gemüt einen so tiefen Eindruck für das ganze Leben gemacht hatte. Ortolf war zu zartfühlend, dieses Schweigen zu brechen.

Das Licht, dessen Docht schon weit herabgebrannt war, gab nur düsteren Schein. Als wäre Mariens Geist durch das Zimmer geschwebt, so stille, so feierlich kam es bei-

den in dieser Minute vor. Jetzt flog eine Fliege summend um das Licht, und dieses tanzende Tierchen wurde unwillkürlich das Augenmerk der Freunde.

„Sie wird sich verbrennen,“ sagte Adalbert, nachdem er sie eine Weile betrachtet.

„Und dadurch einen edleren Tod finden, als unter dem Fliegenschläger,“ erwiderte lächelnd Ortolf.

So kann das aufgeregteste Gemüt durch unbedeutende Kleinigkeiten oft veranlaßt werden, in seinem inneren Kampfe plötzlich Halt zu machen, und mit Aufmerksamkeit einer Sache nachzuhängen, welche man im ruhigen Augenblicke kaum beachtet.

„Da haben wir's!“ rief Adalbert, als die Fliege wirklich mitten in die Flamme flog und tot in den Leuchter hinabfiel. Der lange glühende Docht, dadurch erschüttert, neigte sich in Form eines Röschens gegen Adalbert.

„Siehst du,“ sagte Ortolf, „das Tierchen verstand uns und wollte dir mit Aufopferung seines Lebens ein Zeichen geben, welches Glück prophezeit.“

Adalbert drückte lächelnd des Freundes Hand und wollte gerade etwas erwidern, als heftig an der Hausglocke geläutet wurde.

„Gewiß noch ein Krankenbote, der den Pfarrer holt,“ meinte Ortolf, das Fenster öffnend. Zu gleicher Zeit öffnete sich auch ein unteres Fenster.

Man hörte um Begehr fragen, worauf mit zitternder, weiblicher Stimme die Antwort erfolgte: „Hochwürden Herr Pfarrer möchten sogleich zum Rittermargerl kommen; sie sei sterbenskrank und müsse dem Herrn Pfarrer Wichtiges mitteilen.“

Kurze Zeit nachher hörte man den Pfarrer die Treppe hinab und aus dem Hause gehen.

Die beiden jungen Männer hatten sich zu Bette gelegt und Ortolf schien bald von Morpheus Armen umschlungen. Es war ja seit langer Zeit wieder einmal ein Schlaf in der Heimat, und welch glückliche Gedanken ihn außer diesem wohlthuenden Gefühle zu den süßesten Träumen begleiteten, sollte er alsbald seinem Freunde enthüllen. – Nicht so erging es Adalbert. Eine Fülle von Gedanken hielt seinen Geist wach. Die Irre und das Rittermargerl beschäftigten ihn auf das lebhafteste und je mehr er hierüber in Betrachtungen versank, desto aufgeregter wurde sein Gemüt.

Es schlug ein, zwei Uhr, und noch war kein Schlaf über ihn gekommen. Der Pfarrer war noch immer nicht zurück. Welch wichtige Angelegenheiten mögen ihn so lange bei dem sonderbaren Weibe aufhalten? fragte er sich. Sollte ich wirklich zu der Alten in irgend einer Beziehung stehen? Er durchflog seine Familien-Chronik, so weit ihm diese bekannt war, aber sie gab ihm nicht den geringsten Anhaltspunkt. Die alte Margareth mußte wohl in ihm eine Aehnlichkeit mit einer ihr näherstehenden Person gefunden haben, wobei eine Gleichheit der Taufnamen zufälliger Weise vorhanden war. Aehnliches war ihm ja auch mit der Irren begegnet; ein sonderbares Zusammentreffen!

Oder sollte sein Vater der Alten bekannt sein? Allerdings wußte er durch seine Pflegemutter, daß er diesem vollkommen ähnlich sehe und zudem hatte sein Vater auch Adalbert geheißen.

So viel er auch darüber nachdachte, er konnte zu keinem beruhigenden Schlusse kommen und fiel aus dem Labyrinth dieser Gedanken wieder in ein neues, in das ihn das

irre Julchen wie mit dem Faden der Ariadne einführte. Weshalb pochte sein Herz so bei dem Gedanken an das wahnsinnige Mädchen? Marie, Julchen, diese beiden Namen wiederholte er sich wohl hundert Mal. Vor seiner Seele schwebte die Irre mit den großen, dunklen Augen, und er konnte, er wollte dieses Bild nicht entschweben lassen.

Halb wachend, halb träumend, glaubte er ihren Gesang vom Friedhofe herübertönen zu hören, und wenn er sich im Bette erhob und horchte, die Blicke nach dem Fenster gerichtet – so hörte er weiter gar nichts, als das eintönige Schlagen des Pendels an der Stockuhr, welche auf der Kommode stand. Dann sah er wieder vor dem Fenster die Irre mit ihren langen, schwarzen Haaren! Sie stand vor ihm da in herrlicher Schönheit, nicht aber einem irdischen Weibe zu vergleichen. Er sah, wie sie ihre feurigen Blicke auf ihn heftete und ihn traurig ansah, als wollte sie sagen: „Ich kann dich ja nicht verstehen, ich bin eine Wahnsinnige, und in meinem Herzen ist es finster wie in einem Geiste!“

Adalbert erschrak vor den Bildern seiner Phantasie. Der Schweiß rann ihm von der Stirne.

Er stand auf und öffnete das Fenster. Außen war alles stille und dunkel; am Himmel glänzten die Sterne und sahen freundlich auf den Träumer herab. Vergebens suchte er nach dem Bilde der Irren; vergebens lauschte er nach ihrem Gesange; wie die Toten im Friedhofe drüben so stille, so stille war es in der ganzen Gegend.

Die kühle Nachtluft trocknete den Schweiß auf seiner Stirne, und seines Halbschlafes ledig, blickte er bald zu dem bestirnten Himmel empor, bald hinaus in die stille Landschaft.

Als er so in Gedanken versunken war, wählte er ganz in seiner Nähe ein Geräusch zu hören.

Unter seinem Fenster führte die Straße vorüber, auf deren einer Seite der große mit einem Zaune umgebene Garten lag. Adalbert strengte seinen Blick möglichst an und sah eine dem Zaune entlang sich nähernde Gestalt. Er konnte eine menschliche Figur erkennen, welche öfters stehen blieb und zu lauschen schien.

Jetzt war sie gerade unter seinem Fenster, nach dem sie aufblickte. Adalbert, der sich ein wenig zurückgelehnt hatte, fühlte einen unheimlichen Schauer durch seinen Körper rieseln; er gedachte unwillkürlich des Federkiels; doch schämte er sich vor sich selbst und um jeder Ungewißheit ein Ende zu machen, rief er der Erscheinung zu: „Wer da?“

„Warum bist du denn so gelaufen?“ fragte eine weibliche Stimme herauf. „Die Nacht ist so finster und der Weg so weit. Ich bin totmatt. Schlaf wohl!“ Adalbert erkannte mit Erstaunen das irre Mädchen.

„Julchen, du bist's, Julchen! Gute Nacht!“ Adalbert wollte ihr noch mehr zurufen; doch die Irre war seinen Blicken entschwunden; nur leise Töne hörte er noch an sein Ohr schlagen, welche teils von einem Gesange, teils von einem Selbstgespräche der sich entfernenden Irren kamen. Während er sich das sonderbare, ihn so überraschende Erscheinen Julchens zu solch nächtlicher Stunde zu enträtseln suchte, hörte er Schritte vom Hause des Rittermargerls her.

Es mußte der Pfarrer sein, den er auch bald die Treppe herauf und in sein Zimmer gehen hörte.

Es schlug drei Uhr. Die Natur forderte nun ihren Tribut und Adalbert verfiel in einen tiefen, gesunden Schlaf, wel-

cher bis zum späten Morgen währte.

VI.

Ortolf war, sobald die Morgenröte mit ihrem rosigen Scheine den Horizont färbte, in das freie Feld hinausgegangen.

Im Pfarrhause war schon alles in Bewegung, da die Erntezeit alle Hände in Anspruch nahm und die schöne Witterung dieser Arbeit äußerst günstig war.

Seinen Freund mochte er nicht aus dem festen Schlafe wecken; er hatte recht wohl sein langes Wachen bemerkt, hatte ihn sogar aufstehen und das Fenster öffnen hören, ihn aber nicht in seinem Gedankenlaufe stören wollen.

Ein leichtes Lüftchen wehte über die reifen, üppigen Kornfelder hin und zwang die Aehren zu lieblichen Knicksen, womit sie Ortolf zu begrüßen schienen. Dieser kam soeben auf der sogenannten Lemminger Höhe, einem in der Nähe des Marktes gelegenen und eine herrliche Rundschau bietenden Punkte an, als die Sonne aufging und die ganze Landschaft belebte, welche ein schöner, großartiger Gebirgsrahmen rings umfaßt.

Südlich steigt der herrliche Hohenbogen empor, auf dessen westlichem Ende der Burgstall über alle Gipfel des breiten Gebirgsrückens hervorragte. Westlich ziehen sich die oberpfälzischen sowie die Böhmerberge mit dem prächtig geformten Cerkow hin.

Gegen Norden jenseit des Passes von Neumark ragen die waldigen Kuppen der Kegelberge (Amphibolitkegel) empor, auf denen meist gewaltige, trotzig Burgen ihre dräuenden Zinnen erhoben, als drohende Wächter und Verteidiger des Passes sowohl, als der uralten Verkehrsstraße, welche an ihrem Fuße in das Angelthal und weiter in das Innere von

Böhmen führte. Der vorderste dieser Kegelberge, der Tanaberg, trägt auf seinem Scheitel eine im byzantinischen Stile gebaute Kirche, das Mausoleum des Grafen Stadion von Kauth. Ostwärts zeigt sich das Ossergebirge mit seinen beiden prächtig geformten Spitzen, und südöstlich der Arber, der König des Waldes, welcher, von der aufgehenden Sonne beleuchtet, mit einem violetten Schleier umhüllt schien. Nord- und Ostwärts kommen der Cham- und der Freibach durch idyllische Thäler dahergeflossen, und vereinigten sich unweit Eschlkam, um sodann westlich, gegen Furth zu, in einem prachtvollen, vom saftigsten Wiesengrün prangenden Thale weiterzufließen.

Die fruchtbaren Thäler, die vielen Ortschaften, Höfe und Mühlen, die gut gehaltenen Felder und Wiesen beweisen, daß hier fleißige und ehrliche Bewohner leben, welche den rauhen Boden nach und nach durch eisernen Fleiß urbar machten und zu benützen verstehen, und unter vielen Entbehrungen in der fröhlichsten Laune ihren Geschäften nachgehen. Es ist hier nicht, wie man sich vorstellt, alles düsterer Wald, sondern die Gegend ist im nächsten Umkreise bis auf kleinere niedliche Wäldchen, welche der Landschaft einen eigenen Reiz verleihen, unbedeckt und wechselt mit Feld, Wiese und Wald auf fortwährend wellenförmigen Erhebungen und Senkungen.

Eine Menge von bayerischen und böhmischen Ortschaften stellen sich dem Blicke dar; den Mittelpunkt der ganzen Landschaft aber bildet Eschlkam mit seinem spitzigen Turme und seiner hohen Kirche. Der Ort zählt nur 700 Einwohner, ist aber durch den regen Verkehr auf der ihn durchziehenden Hauptstraße nach Böhmen und als Sitz des Hauptzollamtes ziemlich belebt. In der Nähe dieses Ortes befinden sich Dorf und Schloß Stachesried, Schach-

ten, Großaigen, Kleinaigen mit seinem ruinösen Pfleger-schlosse⁷, Ritzenried, Schwarzenberg und eine Menge andere kleine Orte. Weiter entfernt sieht man einen Teil der Stadt Furth, Oed und Herzogau, die Klosterkirche von Neukirchen zum heiligen Blut, woselbst Herzog Maximilian von Bayern 1620 sein Gebet verrichtete, bevor er mit seiner Armee die böhmische Grenze überschritt, um dann die siegreiche Schlacht am weißen Berge bei Prag zu schlagen, Neumark, den Tannaberg und den Riesenberg mit seiner hellleuchtenden Burgruine in Böhmen, und noch manch anderen mehr oder minder bedeutungsvollen Ort in dem breiten Passe von Neumark, der von hier aus vollständig übersehen werden kann.

Während Ortolf dies alles mit Vergnügen beschaute und begrüßte, herrschte ringsumher noch eine tiefe Morgenstille, welche nur durch das Geklapper naher und entfernter Mühlen unterbrochen ward. Aber bald belebten sich die nahen Felder mit Arbeitern; aus den Ortschaften tönte das Jodeln lustiger Burschen und Mädchen; die Glocken und Glöckchen von nah und fern wurden zum Morgengebet (Ave Maria) geläutet, und welches gefühlvolle Herz sollte in solchen Augenblicken nicht warm erregt werden? Es war ja die Heimat, welche Ortolf in ihrem schönsten Morgenkleide erblickte, und indem er sie laut und herzlich begrüßte, goß die Sonne über das Gebirge und die Waldungen ihre glitzernden Strahlen aus und ließ dieselben in den wundervollsten Farben erscheinen.

Alles, was er um sich erblickte, hatte für ihn eine schöne Erinnerung aus der Knabenzeit. Da war ganz in der Nähe

⁷ Kleinaigen ward 1641 unter Banner harter Zerstörungen ausgesetzt. Sein letzter Besitzer, Herr von Welser, wurde wegen seiner ausgezeichneten in der Pfarrkirche zu Eschlkam begraben.

der Pestfriedhof mit den vier riesenhaften Linden, unter welchen die Totenbretter der verstorbenen Eschlkamer angebracht sind, und zur Zeit des 30jährigen Krieges, da der Ort von einer schrecklichen Pest heimgesucht war, die zahlreichen Opfer derselben in einer einzigen Grube begraben wurden⁸, ein Platz, von dem er einst vielen nächtlichen Spuk erzählen hörte. Dort war der Wald, in welchen er seinen Vater auf die Jagd begleiten durfte. Wie stolz und glücklich er sich fühlte, als er den ersten Hasen schoß und in seinem Ränzchen nach Hause schleppen durfte!

Der Chambach, der unten im Thale traulich dahinfloß, brachte ihm auch manches in das Gedächtnis zurück. Hatte er ja oft an dessen Ufern gesessen und, dem Rauschen der kleinen Wellen zuhorchend, mit Sehnsucht den lieblichen Tönen des Wassermannes gelauscht, von dem ihm seine Mutter erzählt, daß er unten im Bache wohne und braven Kindern auf einer gläsernen Harfe vorspiele. Oft glaubte er seine zaubervollen Akkorde mit den Wellen daherrauschen zu hören, und wenn ein lustiges Fischlein in die Höhe sprang und das Wasser hinter den Stauden plätscherte, dann eilte er oft mit freudigem Schauer hinzu; aber er konnte nichts sehen als die Rotäuglein, die in unzähliger Menge hin- und herschwammen, oder einen ernsthaften Karpfen, der langsam seine Bahn zog. Von den nahen Wiesen, die eben jetzt im buntesten Farbenschmucke prangten, hatte er auch oft große Blumensträuße gesammelt und damit die Mutter erfreut.

8 Beinahe ganz Eschlkam erlag jener furchtbaren Seuche; da machten zu ihrer Abwendung die wenigen Verschonten einen Bittgang zu Unserer lieben Frau nach dem Bogenberge und die Pest war zu Ende. Diese Wallfahrt wird von jener Zeit an alle drei Jahre wiederholt, und alles nimmt daran teil, wer es nur immer vermag, einen so weiten und beschwerlichen Weg zu machen.

„O, du glückliche, nimmerkehrende Zeit!“ rief er aus. „Wie schön, wie unendlich schön bist du gewesen! Daß ich dich noch einmal durchleben könnte, du Zeit der Freuden.“

Und wer wünschte dies nicht mit Ortolf? Ist ja die Kinderzeit doch die einzige lichte und ungetrübte in diesem Leben, die uns unbewußt die wahre Glückseligkeit spendet. Dem Erwachsenen blüht nie ein vollkommenes Glück; nur in des Kindes Herz ziehen himmlische Freuden im seligen Wechsel aus und ein.

Ortolf gab sich mit süßer Wehmut diesen Gedanken hin. Jetzt aber hielt er damit inne; denn sein Herz mahnte ihn, die Gegenwart über der Vergangenheit nicht ganz zu vergessen.

„Wenn Auguste an meiner Seite wäre!“ rief er plötzlich aus. „Ob sie dieser herrliche Anblick nicht erfreuen würde! Ob sie mir nicht abbitten müßte, daß sie meine Schwärmerie für den bayerischen Wald so oft belächelte und sie für übertrieben hielt! Und alle jene, welche den Wald für ein zweites Sibirien ausschreien, kämen sie doch selbst herein, seine Größe, seine poesiereiche Wildschönheit kennen zu lernen, mit seinen biedereren Bewohnern bekannt zu werden, um nicht über beide ein so ungerechtes Urteil zu fällen!“

Ortolf dachte an die Erzählung des Pfarrers von den vielen Drangsalen, welche seine Heimat zu erleiden hatte, und mit wahrer Pietät entblößte er sein Haupt vor einer Gegend, so reich an Ereignissen, wie keine zweite im ganzen Bayernlande.

Der junge Mann nahm sein Notizbuch zur Hand und schrieb, indem er sich auf ein Felsstück setzte, eifrig in dasselbe. Mit seinen Aufzeichnungen soeben fertig, hörte

er hinter sich einen freundlichen „Guat'n Morg'n, Herr!“ Er wandte sich um und erkannte in dem Grüßenden sogleich den alten Jäger-Veitl. Dieser hatte kaum in Ortolfs Gesicht geschaut, als er einen Freudenschrei ausstieß.

„Gott's Lohn! Da seid Ihr ja, Herr Ortolf! Grüß Euch der Himmel viel tausend Mal!“ Und ihm die Hand drückend, fuhr er fort: „Wie seid Ihr groß und schön worden! Hab's immer g'sagt, aus Euch wird noch was Groß's; denn Ihr seid ein Blitzbub g'wesen! No', die Freud', mein lieber Herr Ortolf!“

Ortolf begrüßte seinen alten Freund aufs herzlichste.

„Hab's gestern abend im Wirtshause erfahren, daß Ihr angekommen; alles freut sich, Euch wieder z' sehen, und den ganzen Abend hat man sich von Euch erzählt!“

„Also stehe ich noch in gutem Andenken bei den Eschlkamern?“ entgegnete Ortolf. „Das freut mich, Veitl; denn auch ich habe stets mit Liebe an euch alle gedacht.“

Veitl war in früheren Jahren Jagdaufseher bei Ortolfs Vater und kam täglich in dessen Haus. Ortolf hatte daher dem Alten viele Fragen zu beantworten, durch welche dieser seine Teilnahme an der Familie bewies.

Während die beiden Männer dem Walde zuzogen, erzählte auch der Jäger sein einförmiges Leben, das er während der letzten zehn Jahre geführt.

„Ein Schuß in mein' rechten Oberschenkel ist das einzige namhafte Begebnis, das i erlebt, seit Ihr Herr Vater fort ist. Und wem war i ein Wild? Dem alten Wilderer, dem Steffeljäger, den i beim Wildern ertappt und dabei einige Monate Arrest zugebracht hatte, wofür er mir später eins 'naufpelzte und meinen Fuß zum untrüglichen Wetter-

propheten machte.“

„Der Steffeljäger, der den Federkiel hat erschlagen helfen?“

„Ja, derselbe. Hol mich der - verzeih mir's Gott! wenn der nicht mit dem Schwarzen im Bunde steht, der ihm für seine Seel, wofür i nicht eine Prise Tabak gab, einige Jahr g'schenkt hab'n muß. Der alte Lump ist schon steinalt und hat nicht ein weißes Härchen auf seinem schwarzbehaarten Kopf, weil der Satan schon seine Krallen darauf gelegt hat. Der Herr Satan macht ihm auch öfters Besuche, und vor nicht langer Zeit hat ihn ein Bauer von Stachesried leibhaftig gesehen.“

„Wen? Den Teufel?“

„In höchst eigener Person. Es ist kein Spaß; der Bauer hat mir selbst davon erzählt. Ueberhaupt hat der Böse unsere Gegend auf dem Zug. In Neukirchen läßt er sich beinahe alle Nacht im Klostergarten sehen und setzt alt und jung nicht wenig in Schrecken. Auf der Haselmühle erscheint er auch zur rechten Zeit. I hab ihn, Gott sei Dank! noch nicht g'sehn und fürcht mich auch nicht davor, das dürft Ihr mir glauben, Herr Ortolf!“

„Ihr werdet den Teufel auch kaum als Teufel kennen lernen,“ erwiderte Ortolf, „und ich halte Euch für viel zu geschickt, als daß Ihr so fade Märchen glauben könntet. Doch Ihr lauft ja wie ein Zwanziger, Veitl; ich muß wirklich über Eure Rüstigkeit und Euer gutes Aussehen staunen!“

„Ja, i bin frisch und g'sund, und das Alter kommt heran, ohne daß i's verspür. Im Wald ist halt meine Freud; da hol i mir meine Gesundheit; da ist mir's wohl, wie den kleinen Vögeln auf den Zweigen, von denen i mir so gern vorsingen laß. In schönen Nächten schlaf i oft in irgend einem Ge-

büsch und wach mit den lieben Sängern auf; dann fühl i mi noch einmal so jung und jodl und rauch mei' Pfeifchen Knaster so recht mit voller Zufriedenheit.“

Unterdessen waren die beiden Männer durch einen Wald auf eine freie Wiese gekommen, von welcher man gerade auf den nahen Burgstall sah.

„Könnt Ihr Euch noch erinnern, Veitl, wie wir einmal dort oben während einer Nacht biwakierten, um den Sonnenaufgang zu sehen? Das war eine herrliche Partie! Und ein anderes Mal blieben wir in Lichtenegg über Nacht und erstiegen vor Sonnenaufgang den Burgstall. Wie lebhaft ist mir dieses noch im Andenken!“

„Weiß es auch noch,“ entgegnete Veitl, „noch wie heut. Gott's Lohn, das waren auch für den Veitl schöne Zeiten!“

„Ei, da kommt mir ein Gedanke!“ rief Ortolf. „Wie wär's, wenn wir morgen eine Partie nach dem Hohenbogen machen. Das wäre für meinen Freund und mich ein großes Vergnügen. Wir bleiben dann in Lichtenegg über Nacht und besteigen den Burgstall wieder vor Sonnenaufgang; Ihr, Veitl, machten unseren Führen - ausgemacht!“

„I?“ entgegnete der Alte kopfschüttelnd. „Muß schon um Entschuldigung bitten, das ist noch nicht ausgemacht! In Lichtenegg übernachten? Gott's Lohn! Der Veitl war noch nie furchtsam; aber, Herr Ortolf, verzeiht, das kann leider nicht mehr sein; das geht durchaus nicht!“

„Das geht nicht? Und warum?“

„I mach keinen Scherz, Herr Ortolf, wenn i Euch versicher, daß i erst in voriger Woche auf der Lichtenegger Ruine das Schloßfräulein g'sehn hab, und i mach mit Gespenstern nicht gern Bekanntschaft.“

„Das Schloßfräulein?“ erwiderte Ortolf. „Laßt Euch doch auslachen! Richtig, der Kantor erzählte schon gestern davon. Ihr habt also das Gespenst wirklich gesehen?“

„Ja, i hab's g'sehn. Ging da nachts von Rimbach nach Haus'; der Himmel war glöckelhell, und ganz nah an' Lichtenegg vorübergehend, seh i droben eine weiße, weibliche Gestalt, mit langen, fliegenden Haaren herumschweben. I glaubt mich anfangs zu täuschen und ging etwas näher; da hör i aber einen Gesang, der mir durch Mark und Bein ging und der dem Veitl auf die Beine half. Schon mehrere Rimbacher Bauern haben denselben Spuk gesehen. Dürft mir's bei meiner Ehr glauben, Herr Ortolf, daß i nur Wahres erzähl.“

„Ich will Euch gerne glauben, Veitl; aber schämt Euch, deswegen nicht mit uns gehen zu wollen. Sagtet Ihr doch gerade vorhin, daß Ihr Euch selbst nicht vor dem Teufel fürchten würdet, und das Schloßfräulein, wenn es wirklich existiert, hat noch niemand etwas zu Leide gethan.“

„So?“ fiel Veitl ein. „Soll i Euch erzählen, wie es den Gemeindeschreiber, den Saufbachert, beim Kragen gepackt, eine halbe Stunde weit fortgeschleudert und, weiß der Himmel, was noch angethan hat, daß er einige Tage darauf hat sterben müssen?“

„Weiß alles,“ entgegnete Ortolf. „Nun, ich bedarf eben Eurer Führung nicht. Der Doktor von Furth weiß ja die Wege fast eben so gut; aber es hätte mich gefreut, Veitl, Euch dabei zu haben. Wir hätten uns früherer Zeiten erinnert, und wären ebenso vergnügt gewesen, wie damals, wo der Veitl noch kein –“

„Hasenfuß war! wollen Sie sagen,“ unterbrach ihn der Alte. „Gott's Lohn! Herr Ortolf, i will Ihnen das Gegenteil

beweisen. Topp, i geht mit und werd mi zur rechten Zeit bei Ihnen einfinden.“

„Das läßt sich hören, Veitl,“ entgegnete der junge Mann. „Ich hätte Euch wirklich für einen Hasenfuß gehalten, und werde Euch nun morgen nacht auf Lichtenegg bei einer Flasche Wein Abbitte thun.“

Somit trennten sich beide. Veitl ging dem Walde zu, während Ortolf den Weg nach Hause einschlug.

* * *

Es war schon spät am Morgen, als Adalbert erwachte. Der Pfarrer ließ ihn zu einem Frühstücke im Garten einladen und kam ihm hier auf die freundschaftlichste Weise entgegen.

„Guten Morgen, mein lieber Herr Doktor!“ redete er ihn an. „Scheinen gut geruht zu haben bei mir. Soll mich recht freuen. Nun aber setzen wir uns zum Kaffee; denn ich komme von der Messe und habe ziemlichen Appetit.“

„Ich schäme mich fast über mein spätes Aufstehen,“ sagte Adalbert, am wohlbesetzten Tische Platz nehmend; aber ich kam erst spät zu Bette, nicht viel früher, als der Herr Pfarrer selbst.“

„Was sagen Sie da? Ich war bis drei Uhr außer Hause.“

„Und ich um drei Uhr noch am Fenster. Hörte Sie nach Hause kommen.“

„Hm, hm, kann mir den Grund davon leicht denken,“ entgegnete lächelnd der alte Herr, Adalberts Tasse füllend. „Waren gestern sehr aufgereggt. Ist mir auch so ergangen. Irrtum, nichts als Irrtum. Doch, vergessen Sie alles! Unser Ortolf ist schon in aller Frühe ausgeflogen.“

„Man sagte mir's,“ erwiderte Adalbert; „doch, um auf gestern wieder zurückzukommen, wissen Sie die Ursache von dem sonderbaren Benehmen der Alten?“

„Halb und halb. Die Margareth wäre fast in dieser Nacht gestorben. Ich hatte ungeheure Mühe, sie zu trösten. Ich bitte Sie nur, mein lieber Woogen, gehen Sie der Alten möglichst aus dem Wege; denn Sie scheinen dieselbe an unangenehme Verhältnisse zu erinnern, in welchen sie gelebt hat. Frappante Aehnlichkeit mit einem Sohne, dessen die Alte nicht gerne gedenkt: das ist die ganze Sache.“

„Und was hat damit mein Taufname gemein?“

„Zufall, nichts als Zufall; Margareths Sohn hieß auch Adalbert, und mit diesem haben Sie wirklich eine auffallende Aehnlichkeit, wie ich mich selbst durch ein Bild, welches ich bei der Alten sah, überzeugt habe.“

„Und Sie wollten nicht die Güte haben, mir darüber Näheres mitzuteilen?“

„Wenn ich besser unterrichtet bin - mit Vergnügen. Ich sehe nach meiner Rückkehr vom Dekanate, wohin ich leider noch diesen Vormittag, wie ich gestern bereits erwähnte, fahren muß, erst näheren Mitteilungen von seiten der Alten entgegen. Sie wird sich bis dahin auch wieder etwas kräftiger fühlen.“

„Wann kehren Sie zurück?“

„Uebermorgen. Ist mir sehr fatal, mich der Sache nicht entziehen zu können, da wichtige Dinge zu besprechen sind. Unter anderem wird auch über das Wundermädchen in Neukirchen und die Somnambule in Buchberg, wovon uns der Doktor von Furth gestern erzählte, disputiert werden. Ich werde mit meiner Ansicht nicht schweigen. Der

Aberglaube unseres Volkes darf nicht aufs neue heraufbeschworen werden. Man erzählt sich in neuerer Zeit wieder die absurdesten Dinge. Es muß ein Licht angezündet werden, welches die drohende Finsternis wieder vertreibt, und dieses Licht muß und wird von der Kanzel herabkommen. Es liegt in der Natur des Wäldlers, dem Mystizismus Thüre und Fenster zu öffnen. Schweigen lullt ihn immer mehr und mehr in den Wahn seiner Gespenster und Mirakel. Das darf nicht länger so fort dauern; ich werde mit aller Kraft dagegen wirken.“

„Ein edles Beginnen,“ entgegnete der Doktor, „aber oft nicht am dankbarsten. Das Volk liebt seine Gespenster, so sehr ihm auch vor denselben graut, und ihm dieselben wegleugnen, möchte ebenso schwierig sein, als es in seiner Religion wankend zu machen.“

In diesem Augenblicke kam Ortolf, und sein Erscheinen beendigte die Fortsetzung dieses Themas. Man unterhielt sich nun über allgemeine Dinge. Der Pfarrer sprach von seiner Oekonomie und lud die jungen Männer ein, sich diese in Augenschein zu nehmen. So zeigte er ihnen vom obersten Stocke seines Gartenhauses alle die vielen nahe liegenden, mit dem Pfarrhause arrondierten Aecker, Wiesen und Waldungen, und führte sie nachher in den vielen Oekonomiegebäuden herum, in die mit dem schönsten Viehstande angefüllten Ställe, in die Stadel und Speicher, alles Zeugnisse von der Wohlhabenheit und dem Ordnungssinne des Pfarrers.

Nun aber meldete man demselben, daß der Wagen, der ihn zum Dekanate führen sollte, bereits angespannt sei. Dem Pfarrer, sowie seinen Gästen, war diese kleine Trennung sehr unwillkommen; aber es war nun einmal nicht zu ändern. Der alte Herr empfahl ihnen, sich in Furth und auf

dem Burgstall ja recht vergnügt zu machen, und außerdem sein Haus ganz für das ihrige anzusehen. Und schon im Wagen sitzend, rief er nochmals Adalbert zu:

„Nicht wahr, Sie befolgen meinen Rat und gehen dem Rittermargerl aus dem Wege? Die Alte könnte in Ihnen wieder das Gespenst des Adalbert Werrfels erblicken, und stürbe am Ende noch darüber!“ – Bei diesen Worten gab er den Pferden einen Hieb und, rasch abfahrend, hörte er nicht mehr den Ausruf des Erstaunens, der bewies, welcher mächtigen Eindruck die wenigen Worte „Adalbert Werrfels“ auf den jungen Doktor gemacht hatten.

VII.

Das letzte Haus des kleinen Marktes, ganz nahe am Cham-bache, ist das sogenannte Huthaus. Dieses Gebäude vereint ein wahres Quodlibet von gemeinnützigen Zwecken: teils ist es eine Freiwohnung der wenigen Bettelfamilien von Eschlkam; teils dient es als allgemeines Krankenhaus, und endlich befindet sich in demselben das Gefängnis der vom Magistrate abgehandelten Individuen. Dieses Gebäude ist klein, besitzt nur eine Parterrewohnung von vier Zimmern, und doch dient es mehr als zwanzig Personen zum Aufenthalte.

In dem vorderen Zimmer, das für Kranke bestimmt ist, wohnte das irre Julchen. Die große Ordnung und Reinlichkeit, welche in diesem kleinen Raume herrschte, hätte einen oberflächlichen Besucher nimmer auf die Vermutung gebracht, daß er sich in der Wohnung einer irren Person befände. An dem mit Eisenstangen vergitterten Fenster standen mehrere Buschnelkenstöcke, welche gerade im herrlichsten Flore waren und mit ihrem angenehmen

Dufte das Zimmer erfüllten. Eine gelb angestrichene Kommode, ein Bett, ein Tisch und zwei Sessel bildeten das bescheidene Mobiliar.

Julchen ist eben beschäftigt, ihre Kommode aus- und einzuräumen. Wohl zehnmal hatte sie die verschiedenen Stücke heraus- und hineingelegt, und so oft sie damit fertig, fing sie immer wieder von neuem ihre einförmige Arbeit an. Sie schien etwas zu suchen; denn mit Begierde öffnete und schloß sie einige Schachteln, bis endlich ein freudiger Ausruf bewies, daß der erwünschte Gegenstand gefunden sei. Es war ein alter, zerknitterter Kranz von gemachten Blumen, welchen sie behutsam hervornahm und womit sie triumphierend zu dem kleinen Spiegel eilte. Den Kranz in die Haare und einige Nelken vor die Brust steckend, sprang sie dann mit kindlicher Freude im Zimmer herum. Jetzt aber hielt sie plötzlich inne, nahm eine ernsthafte Miene an, legte sich auf das Bett, die Arme über die Brust kreuzend, schloß die Augen und lispelte: „Tot, tot!“ und unbeweglich, einer wirklich Toten ähnlich, blieb sie so liegen.

Das arme Mädchen mochte ahnen, daß es der Tod mit seinen Lieben vereine, die ihr ein grausames Schicksal so schnell geraubt, und vielleicht schwebten in diesem Augenblicke Mutter, Schwester und Vater geistig um sie; denn ein frohes Lächeln umspielte ihre Lippen.

Julchen war wirklich schön. Ihr blasser, zarter Teint, die langen, dunklen Augenwimpern, die großen, dunklen Augen, das üppige, lange schwarze Haar, das hinten in zwei einfache Zöpfe geflochten, über ihre wohlgeformten Schultern herabhing, der kleine Mund, welcher hinter fein geschnittenen Lippen zwei Reihen blendend weißer Zähne verbarg und überhaupt ihre ganze Erscheinung war geeig-

net, Aufmerksamkeit und Bewunderung zu erregen, wozu sich ein aufrichtiges Bedauern über ihr unglückliches Los gesellte. Sie war der Liebling ihrer braven Mutter gewesen. In ihrer unschuldigen Heiterkeit verjagte sie stets den Trübsinn der durch ihren leichtsinnigen Gatten so unglücklichen Frau. Diese, aus guter, mit zeitlichen Gütern gesegneter Familie, hatte zwar mit strenger Resignation das traurige Los, welches ihr seit ihrer Verheiratung zu teil ward, tragen gelernt; aber es gab Zeiten, wo sie die sanftmütige Ergebenheit in ihr Schicksal verlor, Zeiten, wo sie sich von ihrem gerechten Schmerze hinreißen ließ und ihren Thränen keinen Einhalt thun konnte. Dann kam Julchen und setzte sich zu ihr, aus einem Gebetbuche fromme Sprüche vorlesend, die beste Arznei für die Mutter. Und wenn so ihr Gemüt beruhigt, wenn tröstende Worte das kranke, verzagte Herz wieder gestärkt, dann umarmte sie das junge Mädchen, und wenn sie sein Köpfchen mit beiden Händen umfaßte und es mit wonnigem Mutterstolze betrachtete, floh von ihrem Gesichte die Miene des Kummers, und freudig dankbar zum Himmel blickend, lispelte sie:

„Und doch bin ich glücklich!“

Julchen genoß die beste Erziehung. Ihr Geist, durch das Unglück schon früh reif gemacht, erhielt durch die Sorgfalt der Mutter einen Grad von Bildung, wie es bei solcher Jugend und dazu bei einer Gemeindeschreiberstochter selten der Fall ist. Das Mädchen besaß eine liebliche Stimme und sang ungemein gerne. Dazu begleitete sie sich auf dem alten Klaviere, welches sie gut spielte, und wußte damit, sowie durch Erzählungen und Vorlesen die Mutter angenehm zu zerstreuen. Nach dem Tode ihrer etwas älteren, stets kränklichen Schwester war freilich das frohe Ge-

müt etwas gedämpft; aber Julchen verleugnete sich selbst, um ihre Mutter zu trösten, welche sie so unendlich liebte. Der Gemeindeschreiber, der frühere Rittmeister, war auch sozusagen in Julchen vernarrt, und unterhielt sich oft stundenlang mit ihr. Julchen vermochte es auch meistens, den betrunken nach Hause kehrenden, polternden Vater zur Ruhe zu bringen. Freilich kam sie oft übel dabei weg, wenn sich der Rittmeister in die „Wut“ getrunken. Sie liebte ihren Vater, so sehr sie auch sein Laster verabscheute, und nichts konnte sie mehr betrüben und heftiger empören, als wenn derselbe seines Zustandes halber alt und jung zum Gehänsel und Gelächter diente.

Als Julchen älter geworden, suchte sie durch Anfertigung und Verwertung seiner Handarbeiten die materielle Lage ihrer kränkelnden Mutter zu verbessern. In ihren frühesten Jahren war sie stets im Hause von Ortolfs Eltern, dessen kleine Schwester ihre Busenfreundin war. Auch Ortolf liebte sie und war über den Tod seiner Schwester und dessen Fortgang von Eschlkam lange Zeit untröstlich. Zu dem alten Rittermargerl hatte sie von jeher eine kindliche Zuneigung, und so wie sie als Kind glücklich war, die Matrone besuchen und die Gerätschaften ihrer vielen Katzen bewundern zu dürfen, so wußte sie sich in späteren Jahren durch ihre Arbeiten der Alten wert und beinahe unentbehrlich zu machen.

Julchen Seele war so heiter! In ihrem Innern trug sie einen Himmel von Tugend und Unschuld. Ihr jugendliches Herz war rein und empfänglich für alles Höhere, Schöne und Gute. Auf einmal war aber der heitere Himmel über ihr entschwunden und düstere Nebel, welche kein lachender Sonnenstrahl mehr durchdrang, häuften sich ober ihrem Haupte.

Der Kantor erzählte bereits das weitere von dem sonderbaren Ende ihres Vaters und dem unmittelbar darauffolgenden Tode ihrer Mutter, welche Schicksalsschläge das Gemüt des jungen Mädchens so zerrütteten, daß es den Verstand verlor.

Wohl über eine Stunde mochte die Irre einer Toten ähnlich ruhig auf dem Bette gelegen haben, als von dem Turme das Glöcklein ertönte, welches stets um elf Uhr geläutet wird.

„Das ist mein Grabgeläute!“ lispelte das Mädchen; „bin arm und deshalb wird bloß eine Glocke gezogen.“

Das Läuten war kaum zu Ende, so sprang sie entrüstet auf und rief: „Es muß länger dauern und alle Glocken müssen gezogen werden! Dem Herrn Pfarrer will ich es klagen, wie gleichgültig der Meßner mit mir umgeht. Alle Glocken müssen läuten, alle, alle!“ Und so, wie sie eben war, den Kranz noch in den Haaren, verließ sie ihre Wohnung und schlug den Weg nach dem Pfarrhofe ein. -

VIII.

Die beiden Freunde gingen Arm in Arm in den mit Blumen eingefaßten Gängen des Pfarrgartens auf und ab.

„Wie ich dir sagte, Adalbert, wir müssen vor der Hand Geduld haben. Ueber das Knie läßt sich die Sache nicht abbrechen. Das Rittermargerl hat mich nicht vorgelassen, und so müssen wir wohl die Rückkehr des Pfarrers abwarten, der uns in dieser sonderbaren Angelegenheit sicher an die Hand gehen wird.“

„Aber bis übermorgen in einer solchen Spannung zu bleiben, ist ja fürchterlich!“ entgegnete Adalbert. „Ich komme mir in der That wie ein Romanheld vor; das Zusammentref-

fen solch sonderbarer Umstände könnte kein Romanschreiber besser zusammendichten.“

„Vielleicht bist du der Alten verwandt, wirst ihr Erbe; Margareth ist reich; gratuliere von ganzem Herzen!“

„Ah bah! So freundlich wird sich die Geschichte nicht lösen. Im Gegenteile befürchte ich, daß die Alte eine Portion Flüche für mich hat, sonst wäre ihr wohl meine Erscheinung und der Name meines Vaters nicht so schreckenerregend. Mein Vater, der Baron Werrfels, müßte übrigens, wenn er noch lebte, bedeutend jünger sein, als diese Frau; deshalb kann ich mir nichts Rechtes zusammenreimen. Allerdings hieß, so viel ich weiß, mein Großvater auch Adalbert und –“

„Sah dir und deinem Vater gleich und war ein ungetreuer Liebhaber der Margareth,“ fiel Ortolf lächelnd ein. „Gieb acht, ob nicht derartiges zum Vorschein kommt.“

„Du kannst recht haben,“ entgegnete Adalbert, „aber aufrichtig gestanden, geht mir die Sache recht nahe zu Herzen, und meine Neugierde ist aufs höchste gespannt.“

„Beruhige dich, Freundchen; ich will es noch versuchen, die alte Ursula, Margareths Dienerin, ins Gebet zu nehmen. Es ist mir zwar eine unheimliche Person; denn man hält sie oder hielt sie schon zur Zeit meines Hierseins für eine Drud, welche nachts umherwandern und die Leute drücken müsse; aber dir zu Liebe kann ich's mit Druden schon aufnehmen, selbst auf die Gefahr hin, von ihr einmal umarmt zu werden.“ Und lachend fuhr er fort: „Ich glaube, du hast es vergangene Nacht auch mit einer Drud zu thun gehabt, welcher du vom Fenster aus noch eine gute Nacht wünschtest.“

„Wie? Du hörtest, wie ich –“

„Wie du in die Nacht hinausphantasierst!“ fiel ihm Ortolf in die Rede.

„Ich phantasierte nicht; ich sprach mit dem irren Mädchen, das unter meinem Fenster stand.“

„Wie, Julchen wäre noch zu solcher Stunde auf der Straße gewesen?“

„So ist es; sie kam dort die Straße herauf und mochte mich am Fenster bemerkt haben, da sie unten stehen blieb und zu mir aufschaute. Ich rief sie an und bekam eine verwirrte Antwort. Zuletzt sagte sie noch: „Gute Nacht, schlaf wohl!“ und entfernte sich dann, leise dabei singend, gegen den Markt hinab.“

„Das ist sonderbar!“ entgegnete Ortolf. „Was kann die Irre noch in solcher Stunde auf der Straße wollen? Dies müssen wir dem Pfarrer mitteilen, um dem Mädchen solch nächtliche Promenaden künftighin unmöglich zu machen.“

„Das werden wir nicht thun,“ erwiderte Adalbert. „Unserhalb soll kein Schloß vor ihre Thüre kommen. Das arme Mädchen! Ihr Unglück geht mir so nahe, daß ich unaufhörlich an sie denken muß!“

In diesem Augenblicke vernahmen die Freunde die Stimme des Kantors und eines zankenden Mädchens.

„Das ist Julchens Stimme!“ rief Adalbert und eilte zum Zaune. Ortolf folgte ihm.

Es war wirklich die Irre, welche am Ende des Gartens dem Kantor lebhaft zusprach.

„Und das kleine Glöcklein muß eine volle Stunde gezogen werden, sobald ich sterbe, und bei meiner Leiche müssen alle Glocken läuten, hörst du's, alle Glocken, sonst geh ich zum Pfarrer, und der wird dich dazu schon zwingen!“

„Das wird alles geschehen, Julie!“ erwiderte der Kantor besänftigend. „Warum bist du mir denn heute gar so böse? Ich lasse dir ja alle Glocken ziehen, wenn du stirbst und sechs Aemter sollen dir gelesen werden, wo gepaukt und trompetet wird.“

„Aber gewiß, Kantor? Sechs Aemter und alle Glocken?“

„Ganz gewiß. Nur wird es bis dahin noch Zeit haben. Erst müssen wir dir ein Hochzeitamt halten, wie in Eschlkam noch keines war, ein Hochzeitamt, hörst du? Denn du wirst wieder gesund und bist ein braves Mädchen, das bald einen Bräutigam hat.“

„Hochzeit?“ fragte Julchen, nun wieder ganz beruhigt. „Wann ist meine Hochzeit?“

„Ich denke bald,“ antwortete der Kantor; „du siehst ja heute schon ganz einer Hochzeiterin gleich mit dem schönen Kranze im Haare und den Buschnelken auf der Brust. Du lachst? Nun, so laß uns halt wieder gut sein, und willst du mit mir gehen, pflücke ich dir in meinem Garten einen schönen Strauß.“

„Einen Strauß?“ fragte Julchen erfreut. „So komm, Kantor, pflück mir einen Strauß von roten, blauen, weißen und gelben Blumen; denn ich bin ja eine Hochzeiterin, nicht wahr?“ -

Bei dieser Frage erblickte die Irre die beiden Freunde und ihre Augen schienen an Adalbert gebannt zu sein. Jetzt bemerkte auch der Kantor die beiden Männer und rief: „Schönen guten Morgen, meine Herren! Es war mir leider noch nicht möglich, eher meinen Gruß anzubringen; an Montagen giebt's für mich immer viel in der Kirche zu ordnen, und bei mir soll es an nichts fehlen. Doch, wie haben die Herren geruht? Hoffentlich -“

„Aufs beste, Herr Kantor,“ entgegnete Ortolf, „und wir wünschen Ihnen gleiches. Aber was hatten Sie denn mit Julchen für einen Wortwechsel? Grüß dich Gott, Julchen!“

Julchen verwandte kein Auge von Adalbert. Nachdem sie ihn eine Weile stier angeschaut, ging sie auf ihn zu und sagte lächelnd: „Gieb mir Blumen!“

„Komm in den Garten herein, und du sollst aufs schönste geschmückt werden,“ entgegnete Adalbert.

Der Kantor benützte schnell diese Gelegenheit, die Irre los zu werden, und rief: „Ei, Julchen, da beeile dich ja; der Herr Doktor giebt dir einen schöneren Strauß, als ich in meinem Gärtchen zusammenbrächte; komm, beeile dich!“ Damit führte er Julchen in den Garten, und froh, die Irre los zu sein, verabschiedete er sich von den Herren, um, wie er vorgab, von Veronika keinen Verweis zu erhalten, wenn er seine „Wassersuppe und Scharrnbladeln“ kalt werden ließe.

„Komm doch näher, Julchen,“ sagte jetzt Ortolf zu der Irren, und nachdem sie schüchtern dieser Aufforderung entsprochen, fuhr er fort: „Kennst du mich nicht mehr? Erinnerst du dich gar nicht mehr an deinen Jugendfreund, an Ortolf, mit dem du einstens so oft gespielt hast.“

Die Irre schüttelte verneinend mit dem Kopfe.

„Weißt du auch nichts mehr von deiner Jugendgespielin Tina?“

„Sind alle tot,“ antwortete sie jetzt schnell, „alle tot; man kümmert sich nicht mehr um Julchen! Die Lichtenegger Frau hat meinen Vater geheiratet; meine Mutter war die Brautmutter und meine Schwester die Kranzjungfer, und alle haben mit dem Beinermann getanzt und dann ging's:

Bum, bum! Tief hinab!“ Und sich an Adalbert wendend, fragte sie:

„Nicht wahr, es ist so? Du warst ja auch dabei und hast es gesehen und hast und hast –“

Julchen hielt in ihrem Satze plötzlich inne.

„Du kennst mich also?“ fragte Adalbert lächelnd.

„Hab ja mit dir getanzt, wie du so blaß geworden bist. Wie ist das nur gewesen?“ Julchen legte die Hand an die Stirne, als suchte sie einen Gedanken festzuhalten; aber plötzlich brach sie in ein wahnsinniges Gelächter aus.

„Wo bist du denn diese Nacht gewesen?“ fragte jetzt Ortolf.

„Diese Nacht? Meine Mutter hab ich gesucht; aber dort oben ist's mäuschenstill; nur der Vater hat immer fortgeschnarcht, immerfort, und ich konnte ihn nicht erwecken. Dann hab ich gesungen, bis du mich abgeholt hast.“ Bei diesen Worten wandte sie sich wieder an Adalbert.

„Bin dir immer nachgelaufen über Gräber und Hecken, daß mir die Füße bluteten, und hab dich doch nicht eingeholt!“

Welche Traumbilder mußten die Irre umgaukelt haben? Und warum träumte sie gerade von Adalbert, der sich in seinen schlaflosen Stunden fast auch nur mit ihr beschäftigte? Die Erscheinung des jungen Doktors mußte auf das geistesranke Mädchen einen tiefen Eindruck gemacht haben.

Adalbert pflückte dem Mädchen einen Strauß, während sie Ortolf zu dem Pflaumenbaume führte, welchen er tüchtig schüttelte, um durch die herabfallenden Früchte die Irre zu erfreuen. Julchen wurde nun recht gesprächig; ja, sie

sang sogar und oft merkte man nicht, daß es die Sprache oder der Gesang einer Wahnsinnigen sei. Als nun Adalbert gar mit einem großen Blumenstrausse herankam, war sie überglücklich. Julchen nahm ihn mit einem freudigen Ausrufe aus Adalberts Hand.

„Julchen!“ rief dieser, der Irren Hand festhaltend und ihr in die Augen schauend. „Könnte ich dir mit diesen Blumen deine Gesundheit wieder geben, könnte ich dir begreiflich machen, wie nahe mir dein Unglück zu Herzen geht und –“

Ein wahnsinniges Gelächter unterbrach Adalbert. Die Irre hatte ihre Hand aus seiner gezogen und lief der Gartenthüre zu. Noch ehe sich die beiden Freunde von ihrer Ueerraschung erholt hatten, war sie ihren Augen schon entschwunden, und nur aus der Ferne hörten sie noch jenes durchdringende und unheimliche Gelächter an ihr Ohr schlagen, welches den Wahnsinnigen eigen ist und uns mit so eigentümlichem Schauer erfüllt. Adalbert standen die Thränen in den Augen. Totenblaß starrte er nach der Thüre, durch welche die Irre geflohen.

Ortolf sah ihn eine Weile an. „Was ist dir denn?“ sagte er endlich. „Ich befürchte bald, daß dich die Närrin zum Narren gemacht hat! Komm, laß und zu Tische gehen; man läutet schon zwölf Uhr.“ Damit nahm er Adalbert unter dem Arm und verließ mit ihm den Garten.

Im Pfarrhofs wartete die Bötin und überreichte Ortolf einen Brief.

„Von wem?“ fragte Adalbert und Ortolf antwortete erfreut: „Von Auguste! Und magst du jetzt auch noch so melancholisch werden, heute kannst du mich unmöglich damit anstecken!“

IX.

Einer der bedeutendsten Gebirgszüge des bayerischen Waldes ist der Hohenbogen, welcher isoliert und wahrhaft majestätisch aus den breiten Thälern des weißen Regen, der Chamb und es Freibaches emporsteigt. Er ist 3334 Fuß hoch, und erstreckt sich von Nordwest nach Südost in einer Länge von anderthalb Stunden. Der Berg ist vom Fuße bis zum Gipfel dicht bewaldet und man hat bei seiner Besteigung Gelegenheit, wundervolle Waldpartien zu durchwandern; denn in üppigster Fülle finden sich Laub- und Nadelhölzer, deren vielerlei Farbmischungen einen eigentümlichen Reiz gewähren. Es wechseln hier riesige Tannen, Fichten, Buchen, Ahorn, Lang- und Kurzeschen. Am Boden winden sich Brombeerstauden dahin oder stehen ganze Plätze voll Himbeerstauden, welche mit ihren schwarzen und roten Beeren den Wanderer freundlich zu einem ländlichen Mahle einladen. Die vielen kleinen Bergkuppen, hier zu Lande Riegel genannt, welche auf dem breiten Rücken des Hohenbogen auflagern, werden alle von den beiden Hauptgipfeln, dem Burgstall und Hohenstein⁹, beherrscht, wovon ersterer, seines leichten Besteigens halber, der eigentliche Zielpunkt der Wanderer ist.

Die länglich-runde Platte des Burgstallkegels zeigt sich bei näherer Betrachtung als ein zum Teile künstlicher Aufwurf, umgeben von den deutlichen Spuren eines ehemaligen Wallgrabens. Albert III. von Bogen legte 1190 den Grund zu diesem kühnen Burgbaue; das Werk geriet jedoch bei Alberts Verbannung nach Apulien, wohin er vom Kaiser, weil er in Bayern Krieg geführt, verwiesen wurde, gänzlich

⁹ In der Einsattelung beider Gipfel befindet sich eine Diensthütte des Forstpersonals, welche in neuerer Zeit eine vortreffliche Restauration für die Touristen darbietet und sich eines zahlreichen Besuches erfreut.

ins Stocken, und die Veste Hohenbogen scheint schon von ihrem Entstehen her eine Ruine gewesen zu sein. Alberts Witwe, Ludmilla, eine Tochter des Herzogs Friedrich von Böhmen¹⁰, welche sechs Jahre nach des Grafen Tode Herzog Ludwig von Bayern als Gemahlin heimführte, vermachte 1232 ihre fünf am Fuße des Hohenbogens liegenden Meierhöfe (Leming, Schwarzenberg, Ritzenried, Ober- und Unterfastern) dem von ihr gestifteten Nonnenkloster Seligenthal bei Landshut. Die Bewohner dieser nunmehr zu Dorfschaften erwachsenen Höfe hießen von da an „die Seligenthaler Bauern“.

Die Nachbarschaft der Städte Furth und Cham, der Märkte Kötzing, Neukirchen, Eschlkam und anderer bevölkerter

10 Die Gräfin Ludmilla von Bogen war die Blume der Frauen und des Landes Zier. An Holdseligkeit und Würde glichen wenige Frauen dieser Fürstentochter aus Böhmen. Herzog Ludwig von Bayern fühlte sich deshalb zu ihr hingezogen und kam oft von Landau an der Isar gen Bogen geritten, um mit der schönen Witwe angenehme Stunden zu vertändeln. Aber züchtig widerstand sie seinem Ungestüme, bis er ihr die Ehe versprach, wozu sie ihn durch folgende interessante Frauenlist vermochte. Sie ließ drei Ritter an die Tapeten ihres Gemaches malen und verbarg, wie sie eines Tages den Herzog herbeireiten sah, drei lebende Ritter hinter der Schilderei. Als nun Ludwig wiederholt mit den zärtlichsten Versicherungen in sie drang und um den Sold treuer Minne flehte, wies sie auf das Bild und sagte: „Gelobt mir erst die Ehe vor diesen drei Männern!“ Der Herzog lachte über dieses wunderliche Begehren und ging in die Laune der holdseligen Frau ein, indem er ihr willig den Eidschwur der Treue vor den gewappneten Herren, welche er als Zeugen anrief, leistete. – Kaum war der Schwur über seine Lippen, so fiel die Tapete nieder und die drei Ritter standen als lebendige Zeugen da. Voll Unmutes, überlistet zu sein, ritt der Herzog augenblicklich von dannen und kehrte ein volles Jahr nicht wieder. Doch die Liebe überwand allgemach den Zorn; er reichte der schönen Ludmilla seine Hand und schmückte ihr Haupt mit der bayerischen Krone. Sie wurde die Stammutter des jetzigen bayerischen Königshauses.

Ortschaften macht, daß der Burgstall zu den besuchtesten Hochgipfeln des Bayerwaldes gehört.

Die beiden Freunde, nebst dem Doktor von Furth und Jägerveitl, hatten ihrem Vorhaben gemäß heute diese Hochwarte bestiegen. Ein herrlicher Augusttag mit der reinsten Luft begünstigte die Fernsicht nach allen Seiten, und mit Entzücken umspannten alle mit ihren Blicken das vor ihnen aufgerollte Panorama, voll von gesegneten Ebenen, Thälern, Forsten, Berg- und Hügelketten, Städten und Dörfern, Schlössern und Burgruinen. Man überschaut von hier aus das ganze Chamberreich und den größten Teil der Grafschaft Bogen, deren Hochwarte dieser Berggipfel bildet, dann das Böhmerland bis zum weißen Berge bei Prag hin.

„In der That ein erhabener Anblick!“ rief Adalbert aus. „Ich bestieg schon manchen Berg in den Alpen, habe aber noch nie diese wunderschöne Mannigfaltigkeit wie hier gesehen.“

„Und doch ist diese Aussicht bescheiden gegen das Panorama, welches sich dort auf dem Arber drüben entfaltet!“ entgegnete der Doktor von Furth. „Noch in diesem Monate, zu Bartholomä, ist dort oben Kirchweih; von nah und fern strömt man dahin, und ich mache Ihnen den Vorschlag, da gleichfalls eine Partie hinaufzumachen.“

„Mit Freuden nehme ich diesen Vorschlag an,“ erwiderte Ortolf. „War ich ja selbst noch nicht so glücklich, bis zum Gipfel des Berges zu gelangen! Kurz vor meinem Weggang von hier wollte ich mit einigen Freunden den Berg ersteigen, als wir aber beim kleinen See ankamen, brach ein heftiges Gewitter los, das uns zum Rückzuge nötigte.“

„Da haben Sie gewiß ein Steinchen in den See geworfen,“ sagte Veitl, „und dadurch das Gewitter heraufbeschworen.“

Das ist gar ein verhexter See. Gar nicht zu ergründen, und in seiner Tiefe wimmelt es von wunderbaren Goldfischen, deren einer ein Königreich im Werte aufwiegt; aber leider kostet es einem das Leben, wenn man ihnen nachstellt. Ein Fischer, der es einmal versuchte, fand dabei im See sein Grab, und ich möchte ihm's um alle Schätzer der Welt nicht nachthun.“

„Derartige Sagen leben im Volke,“ erzählte der Doktor weiter, „und ich weiß von dem Fischer, dessen Veitl erwähnte, die darauf bezügliche Ballade, welche mein Further Landsmann, Adalbert Müller, der Pionier des bayerischen Waldes gedichtet.“¹¹

„Aber, meine Herren!“ rief er jetzt. „Wir plaudern da von entfernten Plätzen, während unsere nächste Umgebung so viel interessanten Stoff bietet. Lassen Sie und die Rundschau machen!“

Somit führte er sie rings herum und benannte ihnen alle wichtigen Punkte. Von jedem wußte er etwas zu erzählen; denn jeder hatte seine Geschichte, besonders aus den Zeiten der Schweden her. Veitl ergänzte vieles und zitierte das alte Volkslied:

Der Schwed' ist kommen,
Hat alles mitg'nommen,
Hat d' Fenster eing'schlag'n,
Hat's Blei 'rausgrab'n,
Hat d' Kugeln d'raus gossen,
Und d' Bauern erschossen.

Die Männer kamen jetzt an den hinteren Rand des Burgstallkegels, wo sich die Aussicht auf das ganze bayerische Waldgebirge eröffnete, das sich in seiner eigentümlichen

¹¹ Siehe in Erzählung „Birgitta“.

Schönheit und in unübersehbarer Weite nach allen Richtungen hin erstreckt. In geringer Entfernung vom Burgstall ragt aus dem dunklen Walde eine hohe Ruine über die Wipfel der Tannen empor, deren Anblick bei der schauerlichen Stille des Gebirges einen eigentümlichen Eindruck verursacht.

„Dies ist die Ruine von Lichtenegg,“ sagte der Doktor, „wo wir, dem Wunsche Ortolf's entsprechend, unser heutiges Nachtquartier aufschlagen werden.“ Veitl bekreuzte sich verstohlenerweise.

„Das Teufelsloch,“ fuhr der Doktor weiter, „trennt uns von dem Berge, auf welchem die Ruine steht. Ich weiß den Weg dorthin genau, und wir werden hier oben den Sonnenuntergang abwarten, ehe wir unser Nachtlager beziehen, um frühestens bei der Hand zu sein, wenn Helios seine feurigen Rosse wieder aufwärts lenkt.“

„Aber wir könnten ja recht gut die Nacht da oben zubringen,“ meinte Veitl. „Ich würde den Herren eine prächtige Hütte bauen.“

„Nichts da!“ rief Ortolf, „das wäre nichts weniger als romantisch. Aber ein Nachtaufenthalt in der Ruine dort, das ist etwas Pikantes, und wir sind ja nicht die ersten, die es so machen. Früher –“

„Gott's Lohn!“ unterbrach ihn Veitl, „früher war es eine andere Sache; aber jetzt –“

„Spukt's dort unten, nicht wahr?“ fiel lachend der Doktor ein. „Dummes Zeug das! Es giebt in unserer Gegend Leute, welche von nichts als Gespenstern träumen und in jeder Fledermaus eine übernatürliche Erscheinung erblicken. Lichtenegg hat eben auch, wie jede andere Burg,

sein Hausgespenst und dieses ist das Burgfräulein. Kanierte schon öfters dort, habe aber noch keine Spur von ihm entdeckt. Veitl, jetzt bringe unsere Taschen her; ich glaube, die Herren werden hungrig und durstig sein. Der Anblick dieser Umgegend, so schön er auch ist, sättigt doch unsere Mägen nicht.“

Die kleine Gesellschaft lagerte sich hinter einem Felsenstücke, um vor der Sonne geschützt zu sein, und erquickte sich an gutem Flaschenbier, welches Veitl aus dem Pfarrhofe mitgeschleppt hatte.

„Es lebe der Wald, der bayerische Wald!“ rief der Doktor, und die anderen stimmten in ein dreimaliges Hoch mit ein.

„Laßt uns ein Feuer anzünden,“ sagte Ortolf, „damit die Bewohner da unten auch wissen, daß hier oben eine lustige Gesellschaft ist!“

Dieser Aufforderung war in rätselhafter Geschwindigkeit entsprochen. Die vier Männer schleppten Aeste und dürres Reisig herbei; eine mächtige Flamme loderte bald hoch auf, und eine dichte Rauchsäule stieg himmelan!

Weit und breit wurde dieses Feuer bemerkt, mit besonderer Aufmerksamkeit aber von Julchen, welches am Schlosserhügerl bei Eschlkam auf einem großen Steine saß und sprachlos nach dem Burgstall blickte. Sie hatte im Pfarrhause erzählen hören, daß die beiden Gäste auf den Burgstall seien, und alsbald ging sie auf das Schlosserhügerl und verwandte ihre Blicke nicht mehr vom Hohenbogen. Vorübergehende sagten aus, daß sie viel geweint habe, sobald aber das Feuer auf dem Berge bemerkbar wurde, hüpfte sie erfreut umher, klatschte in die Hände, sang und lachte, und jedermann wurde von ihr aufgehalten und mußte sich das Feuer zeigen lassen, welches die Irre so

kindisch erfreute.

„Der blasse Jäger,“ sagte sie, „hüpft dort oben übers Feuer! Heisa, Sunnwendfeuer!“¹² Die Leute verstanden sie nicht und gingen lächelnd weiter. Julchen aber saß noch in der Dämmerung auf dem großen Steine und blickte nach dem Hohenbogen. –

Dort oben dachte wohl keiner an sie; man war dort so vergnügt, und es ging so lebhaft zu, als wäre eine noch so große Partie lustiger Gesellen beisammen. Der Doktor verstand es aber auch, eine Gesellschaft heiter zu machen und zu erhalten. Adalbert war gegen gestern wie umgewandelt. Ortolf hatte ihm schon auf dem Wege nach Furth den Kopf etwas zurechtgesetzt, wo ihnen der Doktor einen köstlichen Nachmittag und Abend bereitet hatte und die Freunde so lieb gewann, daß er heute noch obendrein an ihrer Bergfahrt Anteil nahm.

An Proviant fehlte es nicht und man ließ sich's auch gehörig munden.

Veitl wurde trotz der trüben Aussicht auf das Lichtenegger Nachtlager ebenfalls munter und berichtete von allerlei lustigen Bergfahrten, welche er schon mitgemacht. „Aber noch niemals,“ erzählte er unter anderem, „war hier oben ein ärgerer Spektakel als bei der Anwesenheit des Grafen Czernin aus Böhmen im Jahre 1803.“

„I war freilich dazumal noch ein Bub; aber i erinner mich noch recht gut daran. Der lustige Herr hatte viel Gäste mit sich heraufgenommen, und Wein und Eßwaren ließ er sich in Menge nachschleppen. Als nun die große Trommel auf

12 Sonnenwendfeuer, welche am Johannitage angezündet werden und über welche man hinüberspringt. Im bayerischen Walde ist dies eine große Volksbelustigung.

dem Burgstall zu spielen begann und weithin das Echo in den Felsen und Thalschluchten weckte, gerieten die Bauern der ganzen Umgegend in Aufruhr und rannten, mit Pickeln und Schaufeln bewaffnet, herzu, weil sie meinten, es wäre der Schatz auf dem Hohenbogen rebellisch geworden, und da wollte natürlich keiner der letzte sein, um seinen Anteil zu bekommen. Ja, ja - dieser Schatz," fuhr Veitl fort, „wäre gar nicht zu verachten; er muß sich gerade unter uns befinden. Aber leider wird nur alle hundert Jahre ein Sterblicher geboren, der ihn zu heben vermag. Wär i nur ein solches Sonntagskind geworden! I hab mir auf meinen einsamen Waldgängen schon eine Masse von Luftschlössern gebaut; aber, wer weiß, ob i dann auch glücklich und zufrieden wär, wie i's, Gott sei Dank, gegenwärtig bin.“

„Da kannst du recht haben, Veitl,“ erwiderte der Doktor; „was das Heben des Schatzes übrigens anbelangt, so glaube ich, nach deinen vorigen Skrupeln über Lichtenegg zu schließen, daß du doch nicht der Mann dazu wärst, die mit der Hebung verbundenen Bedingnisse zu erfüllen, selbst wenn du zu rechter Zeit geboren wärest.“

„Und was sind das für Bedingnisse?“ fragte Adalbert.

„Will es euch erzählen,“ entgegnete der Doktor; „denn gar wunderliche Sagen gehen von diesem Schatze um. Er liegt hundert Klafter unter dem Burgstall, in einem kupfernen Bräukessel verwahrt. Nur alle hundert Jahre einmal wird ein Sterblicher geboren, der ihn unter gewissen Bedingungen zu heben vermag. Kommt nun der Rechte und vollbringt genau seine Aufgabe, so hebt sich der Kessel von selbst aus der Tiefe und schüttet seinen Inhalt von Gold und Edelsteinen zu den Füßen des Glücklichen nieder. - Eines Tages weidete der Hirt von Schwarzenberg seine Her-

de auf der sogenannten kleinen Ebene, gleich da unten am Fuße des Burgstallkegels. Als er abends eintreiben wollte, vermißte er ein junges Rind und nach einigem Suchen hörte er es oben im Walde laut werden. Er stieg eilig den Burgstall hinan und war schon nahe am Gipfel, als plötzlich eine wundervolle, aber seltsam und fremdartig gekleidete Jungfrau vor ihm stand und ihn mit einschmeichelnder Stimme anredete: „Du kommst zu guter Stunde hierher. Wisse, daß es in meiner Hand liegt, dich zum reichsten Mann im Lande zu machen! Ich kann dir offenbaren, auf welche Weise du den unter unseren Füßen vergrabenen Schatz zu heben vermagst.“ Der Hirt, anfangs erschrocken, faßte Mut und entgegnete, daß er bereit sei, die Unterweisung zu vernehmen. Freudig fuhr die Jungfrau fort:

„Finde dich heute über acht Tagen zu Beginn der Mitternachtstunde am Fuße des Burgstalls ein, begleitet von zwei Priestern, welche die Bannbeschwörungen zu sprechen wissen. Ihr werdet den Schatz erhoben auf dem Gipfel des Berges liegen sehen. Schreitet nur mutig darauf los und laßt euch nicht beirren, was euch auch immer in den Weg treten mag, und sähe es noch so schrecklich aus; denn es ist eitel Blendwerk des Bösen, das euch weder an Leib noch Seele schaden kann. Bist du an die Schatztruhe herangekommen, so greife mit beiden Händen keck in den Goldhaufen, und er ist dein für immer. Aber wehe, so du durch die Künste des Satans dich zur feigen Flucht bewegen ließest, wehe mir! Abermals müßte ich hundert Jahre umherirren und könnte nicht zur ewigen Ruhe eingehen. Siehe dieses zarte Reis“ – hier wies sie auf ein dem Boden entsprossenes Ahornbäumchen – „es muß zum starken Baume heranwachsen, aus seinem Stamme müssen Bretter geschnitten und diese zu einer Wiege gefügt werden; der Knabe, welcher in dieser Wiege ruhen wird, muß Mann

geworden sein, dann erst darf ich wieder auf Erlösung hoffen. Gedenke der unaussprechlichen Leiden einer armen Seele und erbarme dich meiner, so wie du willst, daß Gott der Herr sich deiner erbarme!“ In den letzten Worten lag der Ausdruck eines so herzzerreißenden Jammers, daß der Hirt davon aufs tiefste ergriffen ward und mehr durch den Wunsch, so große Pein zu lindern, als durch die Begierde nach den verheißenen Reichtümern sich zu dem Wagnisse der Schatzhebung angeeifert fühlte. Eben wollte er der Jungfrau seinen Entschluß kund geben, als die Gestalt derselben in leichtem Nebelflore sich auflöste, den der Abendwind über den Gipfel des Burgstalles hinwegführte. Aus dem Gebüsche aber, an welchem die Erscheinung gestanden, kam das verlorene Rind hervor und folgte willig seinem Herrn auf den Weideplatz hinab. Des anderen Tages hatte der Hirt nichts Eiligeres zu thun, als nach Neukirchen zum Kloster der Franziskaner zu gehen und dem Pater Guardian den wundervollen Vorfall zu berichten. Dieser erteilte zwei Mönchen, welche als die geübtesten Exorzisten der Gemeinde galten, den Auftrag, hilfreiche Hand zu bieten.“

„Ehe ich aber weiter erzähle, bedarf ich auch einiger Stärkung,“ sagte der Doktor, und er that einen tüchtigen Schluck aus dem Glase, welches ihm Ortolf gereicht hatte; dann fuhr er fort: „Zur bestimmten Stunde traten die Pateres und der Hirt am Burgstall zusammen, und eben schritten sie über den Weideplatz hin, als die Turmuhr zu Neukirchen die elfte Stunde verkündete. Mit dem letzten Schlage loderte auf dem Gipfel eine hohe Flamme empor, und die Mönche erkannten dies als das Zeichen, daß der Schatz sich erhoben habe. Nachdem sie den Hirten gewarnt, nicht von ihrer Seite zu weichen, schickten sie sich an, dem bösen Feinde tapfer zu Leibe zu gehen. Aber kaum

hatten sie einige Schritte bergan gemacht, als im Walde ein seltsames Leben rege ward. Eulen und Fledermäuse flatterten den nächtlichen Wanderern in dichten Schwärmen entgegen, aus dem Unterholze links und rechts warf es mit Totenbeinen nach ihnen, und grinsende Schädel kolberten unter ihren Füßen hin. Sie ließen sich von diesem Spuke nicht anfechten, sondern drangen rastlos vorwärts. Schon mochten sie die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, als der bisher mondhelle Himmel plötzlich sich verfinsterte und ein Sturm losbrach, welcher den ganzen Berg aus seinen Grundfesten heben zu wollen schien. Die Blitze fuhren hageldicht auf die Baumwipfel nieder; der Donner krachte Schlag auf Schlag; die Gießbäche stiegen im Nu brausend über ihre Ufer und wälzten mannshohe Fluten über die drei herab. Diese meinten, bis über den Hals im Wasser zu gehen, aber wie sie näher zusahen, fanden sie, daß nicht ein Faden ihres Gewandes naß war. Darum achteten sie es auch nicht weiter, als ihnen noch allerlei Schreckbilder, bald tierähnlich, bald menschlicher geformt, in den Weg traten, und sie erreichten den Gipfel, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt worden wäre. Hier sahen sie wenige Schritte vor sich, hell von der noch immer lodernden Flamme erleuchtet, ein kesselartiges Gefäß, das bis zum Rande mit funkelnden Goldmünzen gefüllt war. Eben wollte der Hirte vortreten, um, wie ihm die Jungfrau geboten, den Schatz zu erfassen, da wankte der Boden unter ihm, und von unterirdischer Kraft gehoben, wich ein mächtiger Felsblock polternd von seinem Platze. Aus der Oeffnung, die sich gebildet, kroch ein scheußlicher Lindwurm hervor, und ringelte seines Leibes endlos gestreckte Glieder dreimal um den Gipfel des Burgstalls herum, einen furchtbaren Schutzwall vor dem gefährdeten Mammon auftürmend. Das Erscheinen dieses Ungeheuers setzte die

Herzhaftigkeit der guten Mönche auf eine zu harte Probe. Sie glaubten sich schon gepackt von den scharfen Zähnen des Drachen und purzelten mehr, als sie liefen, den steilen Abhang hinunter. Dem Hirten, der sich von seinen Helfern verlassen sah, blieb nichts anderes übrig, als ihnen zu folgen. Wohl vernahmen sie hinter sich eine Stimme der Jungfrau, welche in kläglichen Lauten zum Ausharren ermahnte; aber die Flüchtlinge waren nicht mehr zum Stehen zu bringen. Nur einmal hatte der Hirt umzuschauen gewagt und gesehen, wie der Gipfel des Berges sich spaltete und in seinem weiten Risse die Schatztruhe wieder verschlang. Darauf erhob sich ein tausendstimmiges Geheul, welches ihm das Blut in den Adern gerinnen machte. Es war das Hohngelächter der Hölle.“¹³

Der Doktor hatte seine Erzählung vollendet und die Gesellschaft ihm aufmerksam zugehört.

„Derartige Sagen finden Sie in hiesiger Gegend in unzählbarer Menge, wie sie vielleicht kein anderes Land aufzuweisen hat. Aber jetzt lassen Sie uns – die Sonne ist ihrem Untergange nahe – nochmals eine Rundschau machen.“

Sie genossen nochmals den herrlichen Anblick, und als sich im Westen die Sonne hinabsenkte und das Firmament glühend erhellte, als die Gewässer feurig widerstrahlten und die ganze Gegend in feenhafter Beleuchtung sich dem erstaunten Auge zeigte, da fühlten sie sich wonnig berauscht von dem herrlichen, entzückenden Anblicke, und in freudiger Begeisterung stimmten sie frohe Lieder an und riefen wiederholt: „Es lebe der schöne, bayerische Wald!“

13 Siehe Adalbert Müllers Bayerwald.

X.

Eine kleine Stunde von Burgstall entfernt liegt auf einem kegelförmigen Vorberge, welcher gleichsam den Vorposten des Hohenbogens bildet, die Ruine Lichtenegg. Ein hoher Wachtthurm, auf dessen Zinnen Tannenbäume gewachsen sind, nebst einem kleinen viereckigen Gemäuer und andern noch ansehnlichen Mauertrümmern sind die Ueberreste einer einst so bedeutenden Burg wie Lichtenegg. Die Ruine umgiebt im Süden und Westen ein Vorhof, Wall und tiefer Graben, von welchem freilich die Vegetation längst Besitz genommen hat, und wo sonst Ritter und Rosse sich tummelten, führen jetzt die Tannen ihr stilles Pflanzenleben. Nördlich und östlich hat die Natur für die Verteidigung gesorgt; denn ein ungeheurer Felsen zieht sich hier in fast senkrechter Richtung in die schauerliche Tiefe hinab, welche das Teufelsloch genannt wird. Die Burg ist rings von Wald umgeben, und deshalb ungemein düster; gleichwohl hat man auf den Ueberresten des auf einem kolossalen Felsen stehenden Turmes eine hübsche Aussicht in das Cham- und Regenthal hinein.

Unbezweifelt war die Burg in den frühesten Tagen im Besitze der Grafen von Bogen und es waren demnach die hier sitzenden Lichtenegger Dienstmannen dieser Dynasten. Im Jahre 1300 verkaufte Heinrich von Lichtenegg die Veste an die Herzöge von Niederbayern.

Vom Jahre 1341 erscheinen die Sattelboger im Besitze von Lichtenegg. Dieses Edelgeschlecht spielte durch Jahrhunderte eine wichtige Rolle im bayerischen Walde und zeichnete sich durch manchen tapferen Streiter und Feldhauptmann aus. War aber Frieden im Lande und fand die ihnen angeborne Neigung zu Kampf und Abenteuern keine erlaubte Nahrung, so beunruhigten sie ihre Nachbarn oder

warfen die Reisenden auf der Straße nieder.

Sigmund der Sattelberger, ein blutiger Reitersmann, war auch einer der Herren, welche dem Löwlerbunde beitraten. In seinen älteren Tagen zog er sich als Laienbruder in das Kloster Oberaltaich zurück. Sein Sohn Johann übernahm Lichtenegg und hauste hier bis 1523, wo er ohne Erben verblieb; der ihn überlebende Vater starb, der letzte seines Namens, 1537. Nach den Sattelbogern kamen die Pfahler, die Rainer von Rain und die Paumgartner, dann die Aheimer und Eyb, und 1640 die Pelkover von Moßweng in den Besitz Lichteneggs.

Als die Schweden auch hier die alte Veste zerstört hatten, erbaute Johann Ernst von Pelkoven 1666 am Fuße des Berges ein neues Schloßchen, das noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts von seinen Nachkommen bewohnt wurde, und welches sich später ein Bauer Namens Wolfg. Kastl¹⁴ erwarb.

Manch grausiges Geschichtchen weiß das Volk von dieser Burg zu erzählen, und der Besucher kann sich an dieser Stätte eines unheimlichen Gefühles nicht erwehren. Aber trotzdem dient das erwähnte viereckige Gemäuer oft zum Nachtaufenthalte der Jäger, Holzhacker oder Touristen, welche von hier aus leicht vor Sonnenaufgang den Burgstall ersteigen und das herrliche Naturschauspiel genießen können. In früheren Jahren hausten wohl auch weniger friedliebende Wesen da, und mancher Räuberbande mag

14 Einer diese Familie, Aloys, besaß für einen Landmann seltene Kenntnisse und man nannte ihn in der Umgegend nur den „lateinischen Bauer“. Er war der lateinischen Sprache vollkommen mächtig, las die römischen Klassiker und den Thomas von Kempis in der Ursprache und war bei all seiner Gelehrtheit ein vollendeter Oekonom. In seinen späteren Jahren bereitete er Knaben zum Studium vor.

es als Schlupfwinkel gedient haben.

Es war schon völlig Nacht. Tiefe Stille herrschte rings herum in dem wilden Gebirge, nur auf Lichtenegg ging es noch ziemlich lebhaft zu. Vor der Ruine ruhten vier Männer, in der gemütlichsten Unterhaltung begriffen. Ein großer Hühnerhund lag in geringer Entfernung von ihnen.

„Wie gesagt, meine Herren,“ sagte Veitl, „in früheren Jahren hätte sich’s nicht so ruhig dagelegen. Hätten einen die Bären verschont, so wär er sicher den Räubern in die Hände gefallen, die hier einen ihrer Schlupfwinkel hatten. Mir selbst ging es einmal ziemlich nah ans Leben; aber meine schöne Doppelflinte schien ihnen lieber zu sein, als dieses, das sie mir durch eine Portion Prügel versüßten.“

„Und auf welche Weise kamst du in solch unhöfliche Gesellschaft, Veitl?“ fragte Ortolf, sich eine Zigarre anbrennend.

„Ja, das läßt sich eigentlich schwer sagen. Aber Gott’s Lohn! Der alte Veitl braucht sich seiner früheren Sünden nicht mehr zu schämen. I bin nämlich schon von Jugend auf Jagdliebhaber gewesen, und da ich als armer Teufel keine eigene Jagd pachten konnt, verlegt i mi aufs Wildern. Ganze Nächte streift i im Gebirg umher, und wurde mir hie und da das Wetter zu abscheulich, so sucht i oft hier oben in dem alten Gemäuer Schutz davor und bracht bei den Eulen und Fledermäusen manche stürmische Nacht zu. Bei einer solchen Gelegenheit – i hatt eben einen Kapitalbock geschossen und mit Mühe da heraufgeschleppt – traf i in der Ruine zu meinem größten Schrecken den Zeus von Ränkam mit seiner Bande. Bock und Doppelflinte mußten her, und das Leben schenkte man mir nur auf die Versicherung, daß i ein ganz miserabler Tropf von einem Wild-

schützen, und nicht viel besser sei als die Räuber selbst. Noch einige fühlbare Andenken gaben sie mir dann mit auf den Weg, welchen ich Aermster bei Nacht und Sturm antreten mußte!“

„Und mit dem Wildern war es nun zu Ende?“ fragte Adalbert.

„Gott bewahre! Ich hatte einige Sparpfennige, befand mich bald wieder im Besitz eines anderen Gewehres und wilderte nach wie vor, bis mich Herrn Ortolfs Vater aus dem Schlamme der Lüderlichkeit herauszog und aus mir einen ehrlichen Kerl machte.“

„Wie ging dieses zu?“

„Eines Tages,“ erzählte der treuherzige Alte, „ließ mi der Herr Verwalter rufen. Nicht mit dem reinsten Gewissen betrat i sein Zimmer; denn im Reviere Ihres Herrn Vaters hab i manchen kernigen Schuß gemacht, und i erwartete, meiner Sixt, eine derbe Lektion. Aber der Herr kam mir ganz freundlich entgegen. Veitl, sagte er, i brauch einen Jagdaufseher. Meine Geschäfte erlauben es nicht, daß i täglich hinausgeh', und so schießen mir die verfluchten Wildschützen das beste weg. I kenn die als einen ehrlichen und braven Burschen und setze unbedingtes Vertrauen in di. Du sollst einen guten Lohn und ein gutes Schußgeld haben und i hoff, daß wir gut miteinander auskommen werden! Mir traten die Thränen in die Augen, als i mi so angenehm verkannt sah, und da drinnen pochte es gewaltig. Veitl, sagt i zu mir selber, man hält di für einen ehrlichen Kerl! Beweis, daß du einer sein kannst! Und im selben Augenblicke that i einen heiligen Schwur, nie wieder zu wildern! Ihr Herr Vater hatte aber auch wirklich Ursache, mit seinem Aufseher zufrieden zu sein. I wurd eben ein ganz anderer

Mensch. Später konnt i einmal nicht mehr an mi halten, dem Verwalter offen zu gestehen, was i war und was er aus mir gemacht. Da klopfte er mir auf die Schulter und sagte lächelnd:

„Lieber Veitl, i hab' es recht gut gewußt, welchen Schaden du mir als Wildschütz verursacht hast, und konnte die Sach auf keinen Fall für mich verschlimmern, wenn i dir das Privilegium zum Jagen gab. Daß i aber einen so braven Mann aus dir gemacht, das freut mich, Veitl! und dabei drückte er mir herzlich die Hand, der gute Herr!“

Die Gesellschaft lachte über dieses seltsame Besserungsmittel.

„Aber auch mit Leib und Seele hielt i zu Ihrem Hause, Herr Ortolf, und der Veitl war es auch, der Ihnen den ersten Schuß in die Büchse geladen hat und Sie auf das Stadelthor schießen ließ!“

„Weiß es, Alter,“ erwiderte Ortolf. „Trinken wir auf die alte Zeit! In unserem Schnappsacke befindet sich noch allerlei, und wir brauchen nicht zu sparen. Heute werden wir wohl von keinem Räuber überrascht werden und wir können es uns auf Lichtenegg möglichst bequem machen.“

„Der Zeus von Ränkam ist aufgehoben,“ sagte der Doktor, „und ich wollte es niemand raten, uns heute nacht hier zu stören.“

„Ist das nicht derselbe Zeus, welcher den Gerichtshalter von Arnschwang, Herrn Weixler, beraubte und so jämmerlich zurichtete?“ fragte Ortolf.

„Ganz richtig, das war in den zwanziger Jahren und die grausame Geschichte hat seinerzeit die Runde durch ganz Deutschland gemacht.“

„Wollten Sie dieselbe nicht erzählen, Herr Kollega?“ bat Adalbert; und der Doktor, gerne hiezu bereit, erzählte Nachfolgendes:

„Herr Weixler war der letzte Gerichtshalter in dem eine Stunde von Furth entfernten Schlosse Arnschwang, welches dem Baron von Völderndorff gehörte. Er war ein Biedermann, und lebte glücklich mit seiner liebenswürdigen Frau, ihrer Schwester und einem Töchterchen.

Die Kasse, welche er unter sich hatte, war bedeutend und wurde deshalb eine Lockspeise des berühmten Räuberhauptmanns Zeus von Ränkam. Dieser war ein listiger Gauner und kam eines Sonntag abends in das Wirtshaus am Berge zu Furth, um hier auf der Ofenbank zu übernachten. Da alles im Schlafe lag, stieg er jedoch durch das Fenster, gesellte sich zu seiner sechzehn Mann starken Bande, und begab sich mit dieser nach dem Schlosse Arnschwang.

Das Kassazimmer war in der zweiten Etage und acht Räuber (die andern umstellten inzwischen das Schloß) gelang es, mittelst einer Leiter in das Schloß einzubrechen. Herr Weixler, welcher neben dem Kassazimmer schlief, hörte den Einbruch, und eilte sogleich mit dem Degen in der Hand herbei. Acht große Männer mit geschwärzten Gesichtern standen vor ihm und forderten die Herausgabe des Kassaschlüssels.

„Herr Weixler war durch diesen Anblick nicht entmutigt und antwortete den Räubern mit seinem Degen. Einen derselben verwundete er sogleich schwer; als nun die anderen auf ihn eindrangten, machte er sich rückenfrei und verteidigte sich in einer Ecke auf das mutigste.

Inzwischen untersuchten einige der Räuber das Haus,

drangen in das Schlafzimmer der Frau, welches sich in der ersten Etage befand, und nachdem auch diese nicht gestanden, wo der Kassaschlüssel war, wurde sie nebst Schwester und Kind mit einer Menge Betten überworfen und von einem Räuber bewacht.

Der Gerichtshalter kämpfte inzwischen wie ein Löwe. Einer der Burschen war so verwundet, daß er die Flucht ergriff, fiel aber dabei über die Leiter und brach sich den Fuß.

Eine Stunde währte dieser ungleiche Kampf, bis Herrn Weixlers Kräfte endlich nachlassen mußten und er erschöpft zu Boden sank. Nun aber mißhandelten ihn die Schurken auf das gräßlichste. Der Gerichtshalter trotzte allem, und vergebens war die Frage nach dem Kassaschlüssel. Man zog ihm den schneidigen Degen durch beide Hände und verübte an ihm die fürchterlichsten Quälereien mit der unglaublichsten Bosheit. Endlich stellte sich Herr Weixler tot, und dieses war das einzige Mittel, dem Tode zu entgehen. Die Räuber erbrachen nun mit vieler Mühe die Kasse, nahmen die darin befindliche, sowie sämtliche Barschaft des Gerichtshalters und ergriffen sodann die Flucht. Einer davon wollte dem Gerichtshalter noch ein Messer in das Herz stoßen, was aber der Zeus mit aller Gewalt verhinderte. Den verwundeten Genossen, sowie den über die Leiter hinabgefallenen nahmen sie mit.

Der Gerichtshalter wurde von den leider zu spät herbeikommenden Arnschwängern ohnmächtig aufgefunden und erst nach langer Krankheit erholte er sich einigermaßen von seinen vielen Wunden. Der Zeus begab sich nach jener That wieder in das Wirtshaus am Berge und man fand ihn am andern Morgen noch schlafend auf der Ofenbank, welche er die Nacht über nicht verlassen zu haben schien, und

dadurch einen ersten Verdacht in Betreff des Arnschwanger Raubes von sich ferne zu halten wußte.

Den durch den Fall über die Leiter Verunglückten glaubte Herr Weixler als einen Bauer von Grawitz, einem nahen Dorfe, erkannt zu haben. Eines Nachts wurde die Gendarmerie zu seiner Wohnung geschickt. Man klopfte an der Thüre, und vom Boden herab fragte der Bauer, was es gäbe. Auf den Befehl zu öffnen, antwortete der Bauer, daß er dieses sogleich thun wolle. Gleich darauf hörten die Gendarmen einen Fall über die Bodenstiege und ein schmerzliches Stöhnen und Schreien. Die Thüre nun mit Gewalt öffnend, fanden sie den Bauern unter der Stiege liegen, sich stellend, als habe er gerade jetzt das Unglück gehabt, sich das Bein zu brechen. So entledigte sich auch dieser Gauner eines dringenden Verdachtes und Jahre vergingen, ehe man die Thäter wirklich ermitteln konnte. Eines Tages kam zum Gerichtshalter ein Mann und bat um einen Heiratsschein. Als ihm ein solcher aus guten Gründen verweigert wurde, versprach er, für die Erfüllung seiner Bitte die Person namhaft zu machen, welche den bei dem Einbruche geraubten Säbel des Gerichtshalters besitze, und dieser Säbel leitete auf die rechte Spur. Die Räuber kamen in die Hände des Gerichtes und auch der Zeus endete im Zuchthause. Herr Weixler wurde später Landrichter, mußte aber infolge seiner durch jene That völlig zerrütteten Gesundheit bald in Pension gehen und starb im schönsten Mannesalter.“

„Das ist sehr traurig,“ sagte Adalbert, „und wie geht es der Familie jenes wackeren Mannes?“

„Diese lebt in München,“ antwortete Ortof. „Meine Familie ist mit derselben innig befreundet, und ich besuchte sie erst vor kurzem, ein Besuch, der mir stets eine angenehme

Erinnerung bleibt.“

„Jetzt aber,“ rief der Doktor, „will ich Ihnen auch eine lustige Geschichte mitteilen; denn unser lieber Wald hat nicht allein von Gespenstern und Räubern, sondern auch von humoristischen Begebenheiten zu erzählen, welche der gesunde Witz unserer Bewohner, namentlich der unseres hübschen weiblichen Geschlechtes, in großer Anzahl zu Tage gefördert hat. So hören Sie denn ein Geschichtchen von der schlaunen Wirtin von Schwarzenberg:

Die Großmutter des jetzigen Wirtes von Schwarzenberg war eine äußerst witzige Frau und unter anderem erzählt man sich von ihr auch folgendes: Der Gerichtshalter eines nahen herrschaftlichen Gutes ward einstens vom Wirt in Schwarzenberg, als er eben da Amtstag hatte, ehrerbietigst eingeladen, bei ihm einen gebratenen Koppen (Huhn) zu verspeisen. Der Mann der Gerechtigkeit, welches diese Pflicht mit besonderer Vorliebe ausübte, wenn es sich um eßbare Angelegenheiten handelte, sagte bereitwilligst zu und versprach nach beendigten Geschäften sogleich zu erscheinen. Der Wirt befahl seiner Frau, zwei schöne Koppfen zu braten, einen für den Gast und einen für ihn, um dem Herrn Gesellschaft leisten zu können, und legte ihr ans Herz, ja all ihre Kochkunst aufzuwenden, um damit eine Ehre einzulegen.

Die Wirtin that, wie ihr befohlen, stach die schönsten Koppfen, richtete sie aufs beste zu, und hatte ihre Freude daran, so oft sie dieselben aus der Röhre herausnahm; denn sie wurden so hübsch braun und sahen so appetitlich aus, daß man ordentlich ein Gelüste darnach bekommen mußte. So konnte die Wirtin auch nicht umhin, ein Schenkelchen davon zu verkosten. Es war superb und schmeckte nach einem zweiten. Die Wirtin konnte sich dieses nicht

versagen. Der eine, dachte sie, gehört ja ohnedies für meinen Mann, und der wird's so genau nicht nehmen. Die Koppen kamen wieder in die Röhre, und wurden immer schöner und

schöner; aber der eine davon auch immer kleiner und kleiner; denn so oft die Wirtin ihre Opfer besah, schnitt sie ein Stückchen ab, und statt zweien war bald nur noch einer derselben vorhanden.

Mein Mann, dachte die gelüstige Frau, muß heute schlechterdings auf seinen Teil verzichten; der Herr Gerichtshalter wird ja doch hinreichend befriedigt werden. Aber, wie's halt oft der Teuxel will, kaum, daß sie selbst wußte, was sie that, war von dem zweiten Koppen auch wieder ein Schenkelchen abgerissen und verzehrt; darauf folgte ein Flügerl und in kurzer Zeit war auch dieser den Weg des ersten gewandert.

Aber was jetzt beginnen! Der Amtstag war aus und schon kam der Wirt in die Küche gelaufen.

„Frau,“ rief er, „sind die Koppen fertig? Der Herr Gerichtshalter kommt gleich nach?“

„O, die sind prächtig gebraten!“ entgegnete die junge Frau. Hol nur zwei Messer; aber schleif sie erst nochmals ab, damit sie tüchtig zum Tranchieren taugen.“

Der Wirt that, wie die Frau befohlen. Inzwischen kam der Gerichtshalter und sagte zur Wirtin, daß er nun so frei sei, von der Einladung Gebrauch zu machen, und gab die Versicherung, daß er mit dem besten Appetit ausgerüstet sei. Die pffiffige Frau schlug aber die Hände über dem Kopf zusammen und brach in die entsetzlichsten Klage töne aus:

„Ach, Herr Gerichtshalter!“ rief sie, „dieses Unglück, die-

ses Unglück!“

„Ja, was ist denn geschehen?“ fragte der erstaunte Herr.

„Denken Sie sich nur,“ antwortete die Frau, „mein Mann ist plötzlich närrisch geworden! Gerade kam er nach Hause, verlangte zwei Messer und – o Herr, ich getraue mir’s kaum zu sagen – er will Ihnen damit die Ohren abschneiden. Gerade schleift er die Messer, und wenn er Sie sieht, so giebt’s ein Unglück!“

„Was?“ rief der überraschte Gast, „die Ohren will er mir abschneiden? Adieu, Frau Wirtin!“

Und in größter Eile verließ er das Haus.

Jetzt kam der Wirt mit den geschliffenen Messern.

„Wo sind die Koppen?“ fragte er.

„Da sieht’s schlecht aus,“ antwortete die Frau und zum Fenster hinweisend, fuhr sie fort:

„Siehst du dort den Herrn Gerichtshalter laufen? Alle zwei hat er mitgenommen, um sie zu Hause zu verspeisen.“

„Wär nicht übel!“ rief der Wirt. „Alle zwei gleich? Einen muß er dalassen, geht’s wie’s will!“

Und die Messer in den Händen lief er dem flüchtigen Herrn nach, welcher, als er hinter sich den Wirt erblickte, für seine Ohren in nicht geringe Angst geriet.

„Eins müssen’s dalassen!“ rief ihm der Wirt nach.

„Nein, gar kein’s,“ schrie der Fliehende, beide Ohren haltend und spornstreichs über Feld und Stock dahineilend.“

Die Gesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus. In diesem Augenblicke sprang der Hund auf und gab Laut.

„Stille!“ rief Veitl. „Haben Sie da unten nichts gehört? Mir

war, als huste jemand, und der Hund bellte nicht umsonst.“

„Papperlapapp!“ entgegnete der Doktor. „Wer soll denn um diese Zeit da unten husten? Oder meinst du am Ende gar, das Burgfräulein hat Katarrh und der Husten komme von ihr?“

„Unberufen! Unberufen!“ rief Veitl erschrocken.

„Ich glaube, der Veitl wird schon wieder ein Hasenfuß. Hier nimm die Flasche und vertrinke deine Skrupel.“

„Ich wünschte aber doch einmal die Sage vom Burgfräulein, das ich schon so oft nennen hörte, zu vernehmen. Herr Kollega, Sie wissen da gewiß am besten Bescheid zu geben,“ sagte Adalbert.

„Sollten es nicht zweimal von mir verlangen,“ entgegnete der Doktor. „Bin wirklich stolz darauf, die Sagen unseres schönen Waldes so ziemlich alle zu kennen. Aber zuvor wollen wir uns das Feuer anzünden; es sitzt sich dann viel gemütlicher da!“

„Inzwischen will i in der Ruine das Nachtlager etwas zu-recht rechten,“ sagte Veitl. „Sehen Sie das Wetterleuchten dort? Das kommt mir etwas verdächtig vor, die Luft ist auch so dick, daß i beinahe befürcht, wir kriegen noch ein Gewitter in der Nacht. – Uebrigens möcht i Ihnen raten, vom Burgfräulein heute lieber zu schweigen, damit es uns nicht am Ende über den Wall hinabschleudert wie den Gemeindeschreiber Bachert; man soll den Teufel nicht an die Wand malen!“

Der Alte ging brummend und mit dem Kopfe schüttelnd in das alte Gemäuer und richtete aus dem schon im voraus herbeigeschafften Moose und Streuwerk ein möglichst be-

quemes Nachtlager her.

„Der Alte träumt von nichts als Gespenstern,“ sagte der Doktor; „er ist eben ein alter Jäger, dem ein altes Weib, das ihm auf der Straße begegnet, schon Aberglauben einflößt! Uebrigens ist er ein guter Wetterprophet; denn hören Sie nur den fernen Donner. Ich glaube, der Hohenbogen zieht das Gewitter an und wir bekommen keine ruhige Nacht. Darum wollen wir uns noch etwas zu gute thun!“

Alsbald saß man um ein kleines Feuer, und nachdem der Doktor einen kräftigen Schluck gethan, erzählte er die Sage vom Burgfräulein.

„Die Ritter von Lichtenegg und von Hohenbogen sind lange Jahre gegen einander in Fehde gewesen. Endlich stellte sich der Lichtenegger an, als sei er des Haders müde und wußte durch gleißnerische Botschaften seinen Gegner und dessen Söhne dahin zu bringen, daß sie zu einem Sühnversuche auf seinem Schlosse sich einfanden. Hier bewirtete er sie aufs köstlichste, aber während sie, keines Arges sich versehend, dem Weine ihres falschen Gastwirthes wacker zusprachen, ließ dieser verräterischer Weise durch seine Leute die ihrer besten Verteidiger beraubte Burg Hohenbogen ersteigen und in Brand stecken. Als die Flammen turmhoch aufloderten, führte er seine Gäste schadenfroh an das Fenster und warf dann die hinterlistig Getäuschten in das Burgverließ. Aber der Lichtenegger wurde für diesen Verrat schwer bestraft. Er hatte nämlich nur ein einziges Kind, eine Tochter, welche sein Stolz und seine Freude war. Diese knüpfte ohne Wissen der Ihrigen mit dem böhmischen Ritter Warnko, einem Hussiten, zarte Bande an; darüber traf sie der Fluch der strenggläubigen Eltern und sie stürzte sich im Wahnsinne von der Burg herab. Allnächtlich zur Geisterstunde schreitet nun das Burgfräulein

in weißem Sterbekleide aus dem verfallenen Thore hervor, steigt in den Graben hinab, und läßt sich auf einer bemoosten Steinplatte am Fuße des Turmes nieder. Dort sitzt sie, bis der Hahn kräht, und kämmt mit einem funkelnden Goldkamme ihr langes, schwarzes Haar. Dabei singt sie oft wunderbare Weisen, die gleich den Tönen einer Aeolsharfe weit durch das Gebirge hallen, und wer diesen Gesang vernimmt, wird wunderbar davon ergriffen, Furcht und Wonne zu gleicher Zeit in seinem Herzen fühlend.“

„Das erinnert ja an die schöne Loreley vom Rheine!“ sagte Adalbert.

„Haben recht,“ erwiderte der Doktor; „beide Märchen haben eine Aehnlichkeit.“ Und unwillkürlich sang er die schöne Melodie zu Heines reizender Dichtung.

Ortolf, sowie Adalbert stimmten sogleich laut mit ein und weithin schallten die schönen Verse:

Die schönste Jungfrau sitzt
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet.
Sie kämmt ihr gold'nes Haar.
Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei!

„Aber Herr Ortolf!“ rief jetzt der Doktor, „bitt Sie um alles in der Welt! Das war ja ein Seufzer, wie ein Pistolenschuß! Sind wir krank?“

„Gott bewahre!“ entgegnete der Angeredete. „Schöne süße Erinnerungen sind bei dem Liede in mir aufgetaucht, so schön, daß ich wahrlich nur aus Vergnügen seufzte; denn diese Loreley ist das Lieblingslied meiner Braut, der

ich es schon oft vorgesungen habe.“

„Potz Tausend!“ rief der Doktor aufspringend und die Mütze abnehmend. „Also ein Bräutchen haben wir! Gratuliere von ganzem Herzen! Da feiern wir am Ende auch bald die Hochzeit?“

„Hoffentlich recht bald,“ antwortete Ortof. „Nach einem gestern erhaltenen Briefe sind die Hindernisse, welche meiner Vermählung im Wege standen, glücklich beseitigt und so kann dieselbe in kürzester Zeit vor sich gehen.“

„Haben mit Hindernissen zu kämpfen gehabt?“ sagte der Doktor. „Das giebt eine glückliche Ehe, dürfen sich darauf verlassen. Wären Sie nicht so weit von hier, würde ich mich zur Hochzeit laden. Lassen wir Ihr Bräutchen leben!“ Alle stimmten in ein Hoch ein, welches von einem vielfachen Echo wiederholt wurde, womit sich das dumpfe Getöse des fernen Donners vermischte.

„Hören Sie's?“ rief Veitl. „Das Gewitter nähert sich!“

In der That gab ein zweiter, etwas stärkerer Donnerschlag die warnende Kunde von dem Herannahen der erregten Elemente, und dort über den Arber her stürmten am Horizonte die dunklen Reihen der eng zusammengescharten Wolken herauf. Der plötzlich entstandene Wind bewegte bereits die Aeste der riesigen Tannen und vertrieb die Stille, welche bis jetzt im Gebirge geherrscht.

„Wir haben den böhmischen Wald,“ sagte Veitl, „und der wird uns das Wetter über den Kopf ziehen lassen.“

Der bis jetzt sternhelle Himmel verfinsterte sich allmählich und die häufigen blendenden Blitze wurden von der darauffolgenden, immer tiefer werdenden Dunkelheit verschlungen.

Der anfänglich leichte Wind hatte sich in einen heftigen Sturm verwandelt. Er fegte über die Gipfel der Bäume hinweg, die hin- und herschwankend die schrillsten Töne von sich gaben.

Eulen und Fledermäuse flüchteten sich in die Ruine. Die Blitze folgten rascher aufeinander und der heftigste Donner machte die Erde erzittern.

Sprachlos standen die Männer da und bewunderten das fürchterliche Schauspiel.

„Wie gewaltig drohend und doch zugleich wie wunderbar schön ist dieses Gewitter!“ rief Ortolf. „Sieh, sieh, dieser Zickzack des Blitzes! Und wie der Donner brüllt! Nur zu! Immer zu!“

Der Hund winselte und kroch zu seinem Herrn; Veitl bekreuzte sich bei jedem Blitze und murmelte sein Stoßgebetlein her. Die Wolken wurden schwärzer; näher und immer näher rollte der Donner. Einige schwere Tropfen fielen hernieder; Blitz folgte auf Blitz und das geblendete Auge konnte kaum mehr sein wildes Feuer ertragen. Die Dunkelheit verschwand, und im bläulich-roten Lichte erblickte man das ganze Gebirge in zauberischer Pracht. Das Gewitter nahm seine verderbenswerste Gestalt an; der Donner brüllte fürchterlich und der Sturm brachte ein tausendstimmiges, unheimliches Weheklagen hervor, als riefen die Bäume, zitternd von der Krone bis zu den Wurzeln, um Gnade zum Allerbarmer.

Plötzlich sprang der Hund auf und blickte stier nach dem entgegengesetzten Teile des Walles. Im gleichen Augenblick schrie Veitl, sich bekreuzend: „Jesus, Maria und Joseph!“

„Was giebt's?“ riefen die Männer.

„Dort, dort! Sehen Sie denn nicht?“

„Was?“ fragten alle.

„Das Burgfräulein! Wir sind verloren!“

Alle sahen nach der bezeichneten Stelle und zu ihrem nicht geringen Erstaunen, zu ihrem Entsetzen, erblickten sie in geringer Entfernung ein hohe weibliche Gestalt in einem lichten Gewande, mit langen, fliegenden Haaren. Sie schien am Walle hinzuschweben, sich oft in den tiefen Graben hinabneigend, dann wieder vor- und rückwärts eilend, gerade als suche sie etwas.

Es war keine Täuschung; denn wenn der Donner weniger arg rollte, glaubten sie einzelne Töne eines Gesanges zu hören. Einige Momente entschwand sie den Augen der Männer, wenn die zwischen den leuchtenden Blitzen eintretende Dunkelheit sie wieder umgab. Ein nächster Strahl, der Himmel und Erde feurigrot färbte, zeigte ihnen aber wieder die herannahende Erscheinung. In ängstlichem Zweifel blickten die Männer nach derselben. Alle befahl unwillkürlich ein unheimliches Grauen. Bei jedem neuen Blitze zeigte sich die Erscheinung näher.

„Was es auch sei!“ rief der Doktor, „laßt uns ihr entgegen gehen.“

In diesem Augenblicke zuckte ein Blitz gerade oberhalb der Ruine und beleuchtete eine Frauengestalt. Ein Schreckensruf drang durch die Luft. Die Erscheinung eilte rückwärts.

Adalbert stieß einen leisen Schrei aus, und eilte der Flüchtigen nach. Die anderen, bis auf Veitl, folgten ihm.

In wenigen Augenblicken hatten sie die Flüchtende erreicht. Sie wollte sich mit einem entsetzlichen Schrei so-

eben über den Wall in den tiefen Abgrund hinabstürzen, als sie Adalbert mit kräftiger Hand zurückriß. Ein neuer Schrei des Entsetzens – und in seinen Armen hielt Adalbert einen weiblichen, totenähnlichen Körper.

„Julchen!“ rief er. „Es ist das irre Julchen; ich täuschte mich nicht.“

„Ist sie tot?“ fragte Ortolf.

„So Gott will, nur ohnmächtig,“ antwortete Adalbert zitternd.

„Hat mich das Ding erschreckt!“ rief der Doktor, leichter atmend. „Doch hier ist Hilfe nötig; schnell mit dem Mädchen in das Gemäuer.“

Adalbert trug sie auf seinen Armen dahin.

„Herr Jeses, was treibt ihr?“ rief ihnen Veitl entgegen. „Gott sei mit uns!“

„Die Weinflasche herbei!“ sagte der Doktor, „das Burgfräulein ist erlöst. Veitl, überzeuge dich selbst, es ist nur das irre Julchen!“

Der Regen fiel nun mit größter Gewalt herab und das Gewitter entfernte sich mit derselben Schnelle, als es herangekommen. Die Männer, im Gemäuer gut geschützt, waren alle um die Ohnmächtige beschäftigt. Veitl machte ein kleines Feuer an, wozu er vorsorglich schon einige Aeste in die Ruine geschleppt hatte, und die Flamme beleuchtete eine schöne Gruppe.

Julchen lag noch immer, einer Toten ähnlich, da; doch es gingen ihre Pulse; es schlug ihr Herz und die beiden Aerzte brachten ihr die möglichste Hilfe. Endlich, endlich schlug sie die Augen auf, fuhr mit der Hand über die Stirne und blickte befremdet auf ihre Umgebung. Dann schloß sie

die Augen wieder und lispelte: „Das ist ein furchtbarer Traum!“

Tiefe Stille herrschte in dem kleinen Raume. Das Mädchen zitterte, richtete sich jetzt auf und mit vor Schrecken bebender Stimme rief sie: „Um Gotteswillen, wo bin ich denn?“

„Bei guten Freunden,“ antwortete Adalbert. „Du bist im Walde krank geworden und wir brachten dich hierher; wenn es Tag wird, geleiten wir dich wieder nach Eschlkam.“

„Meine Mutter! Wo ist meine Mutter?“ rief die Irre. „Wie kam ich in den Wald? Wo bin ich?“ Und ihre Umgebung betrachtend, schien sie den Doktor und Veitl zu erkennen, und etwas ruhiger fragte sie: „Veitl, sage mir doch, wo wir sind?“

„In Lichtenegg,“ antwortete der Gefragte.

„Gott im Himmel!“ schrie das Mädchen, und nachdem sie einige Augenblicke nachgesonnen, sank sie mit einem lauten Schrei wieder ohnmächtig auf ihr Lager zurück.

„Sie ist gerettet!“ riefen die Aerzte zu gleicher Zeit.

„Der Schrecken hat sie geheilt,“ sagte der Doktor; „ihr Verstand ist wieder gekehrt!“

„Gott sei gelobt!“ lispelte Adalbert, einen dankbaren Blick zum Himmel sendend.

In den Augen aller standen Thränen. Es war ein schöner, ein tiefergreifender Augenblick.

Adalbert neigte sich über das Mädchen. „Sie schläft,“ sagte er leise. „Die Ohnmacht wich dem Schläfe, und dieser Schlaf wird ihr wohlthun.“

In fortwährender Sorgfalt um Julchen verging den Männern schnell die Nacht. Der Himmel war wieder wolkenfrei geworden, und die frische, reine Luft war erquickend einzuatmen.

„Ei, ei,“ sagte einmal Veitl, „das war also das Gespenst, das mi vor acht Tagen so erschreckt! Wart, Julie!“

„Was mochte sie wohl auf Lichtenegg führen?“ fragte Adalbert.

„Kann mir nichts anderes denken,“ erwiderte der Doktor, „als daß sie hier ihre Eltern suchte, deren Tod sie, nach allem Erzählten, in ihrem Wahnsinne dem Burgfräulein zuschrieb.“

Der Doktor mochte nicht Unrecht haben. Der Tod ihres Vaters war mit dem Lichtenegger Burgfräulein so stark in Verbindung gebracht, daß das Mädchen selbst in ihrem Irrsinne daran festhielt, und in dem Glauben auf Lichtenegg Vater und Mutter wieder zu finden, wanderte sie oft, und ohne daß es jemand ahnte, bei Nachtzeit nach der entfernten Ruine und frischte dadurch den Glauben an das Burgfräulein wieder auf. Auf diese Weise brachte die Irre manche schlaflose Nacht zu, und als sie jüngst Adalbert früh drei Uhr noch unter seinem Fenster sah, mochte sie wohl gerade von einem solch nächtlichen Gange heimkehren.

Schon fing es im Osten zu grauen an.

„Was wäre Zeit, auf den Burgstall zu steigen,“ meinte Veitl; „die Sonne wird bald heraufgucken, und wir könnten sonst leicht zu spät zum Aufgange kommen.“

„Mein Sonnenaufgang wird hier sein,“ sagte Adalbert, lächelnd auf das schlafende Mädchen deutend. „Geht ihr im-

merhin, das schöne Schauspiel zu sehen; ich verzichte für heute gerne darauf.“

„Ich ebenfalls,“ sagte Ortolf. „Wir wollen uns für heute mit der Aussicht begnügen, welche uns von dem obern Teile dieser Ruine gestattet ist.“

Der Doktor war es auch zufrieden, und statt auf den Burgstall stiegen die beiden Männer, nicht ohne Gefahr, auf die Zinne des hohen Wartturmes.

Die Vorboten der Sonne kamen mehr und mehr; bald war der Himmel wundervoll mit Purpur bekleidet und langsam, majestätisch stieg die feurige Kugel herauf, und brachte den neuen Morgen, einen herrlichen Sommertag.

Ortolf und der Doktor schwärmten auf ihrem hohen Standpunkte. Adalbert aber wich nicht von dem Mädchen, und sich über die noch immer Schlafende neigend, sagte er mit innigem Beileide: „Daß es auch in deinem Geiste so tage, armes Kind!“

Julchen erwachte. In ihrem Geiste war es licht. Sie war nicht mehr wahnsinnig. Der alte Veitl kam ihrem Gedächtnisse am besten zu Hilfe und sie fügte sich bald in alles. Aber ein starkes Fieber folgte auf die vielen Erschütterungen ihres Gemütes.

Die Männer machten eine Tragbahre zurecht und trugen die Kranke bis zum nahen Dorfe Lichtenegg, von wo aus das Mädchen nach Eschlkam gefahren werden sollte. Julchen fiel aber das Fahren so schwer, daß man schon im Dorfe Schwarzenberg Halt machen mußte. Hier wünschte sie bei der Lehrerin, einer vertrauten Freundin ihrer seligen Mutter, zu bleiben, und sie ward auch in ihrem Hause auf das herzlichste aufgenommen.

„Herr Kollega,“ sagte der Doktor zu Adalbert, „vertraue Ihnen diese Patientin an. Gehe direkt nach Furth und schicke Ihnen die nötigen Arzneien. Kurieren Sie glücklich; aber rufen Sie nicht allzubald eine neue Krankheit in Julchens Herzen hervor, gegen welche es in meiner Apotheke keine Arznei geben könnte.“

Somit ging der Doktor den Weg nach Furth. Adalbert und Ortolf verblieben vorerst noch in Schwarzenberg.

Dieser Tag war der schönste in Adalberts Leben. Träume einer schönen Zukunft, süße Ahnungen lächelnden Glückes bewegten sein Herz. Es war das Ebenbild seiner teuren Jugendfreundin Marie, das ihm den Beginn eines neuen und schönern Lebens zu verkünden schien.

XI.

Adalbert fand es ratsam, in Schwarzenberg den ganzen Tag und auch die Nacht zuzubringen, um stets in Julchens Nähe zu sein, deren Krankheit einen gefährlichen Charakter angenommen hatte. Ortolf ging gegen Abend nach Eschlkam zurück, wo der Pfarrer schon sehlichst seiner Gäste harrte. Da gab es natürlich vieles zu erzählen. Die äußerst romantische Nacht auf Lichtenegg, das Schloßfräulein in Gestalt des irren Julchens, die plötzliche Heilung ihres Irrsinns, ihre neue Krankheit und zu alledem die sonderbare Liebe des jungen Arztes; dieses alles gab Stoff genug zur Unterhaltung bis in die späte Nacht.

„Dein Freund,“ sagte der Pfarrer, „spielt in der kurzen Zeit seines Hierseins schon eine bedeutende Rolle. Zuerst erschreckt er mir das Rittermargerl bis zum Tode; dann verliebt er sich in das irre Mädchen, rettet ihr Gesundheit und weiß der Himmel, was er noch alles beginnen mag!“

„Fast hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen,“ entgegnete Ortolf, „daß Sie meinen Freund und mich bei Ihrem Abfahren noch sehr erschreckt haben, indem Sie einen Namen ausriefen, welcher Adalbert sehr nahe berührt.“

„Doch nicht der Name Werrfels?“ fragte der Pfarrer sehr rasch.

„Ja, der Name Werrfels.“

„In welcher Beziehung soll dieser Name zu dem Doktor Woogen stehen?“

„Adalberts Vater hieß Baron Werrfels, und dieses ist auch der eigentliche Name meines Freundes.“

„Sein Vater war ein Werrfels?“ fragte überrascht der Pfarrer. „Was ist er und wo lebt er?“

„Beides ist seinem Sohne unbekannt. Adalbert hat seinen Vater nie gekannt; derselbe ist längst aus dem Lande geflohen, und man hörte nichts mehr von ihm.“

„Und wo war die Heimat seines Vaters?“

„Er besaß ein Gut Namens Werrfels,“ antwortete Ortolf.

„An der polnischen Grenze?“ fragte der Pfarrer.

„Wie wissen Sie dieses?“ fragte Ortolf statt einer Antwort.

Der Pfarrer schwieg und Ortolf erzählte, was ihm von Adalberts Vater bekannt war. Jener hörte mit gespanntester Aufmerksamkeit zu, und nachdem er einige Male das Zimmer durchschritten, blieb er plötzlich vor Ortolf stehen, indem er sagte: „Du begleitest mich morgen zur Rittermargerl, Ortolf. Ich werde sie morgen dahin bringen, uns ihre Lebensgeschichte zu erzählen, und es wird dir klar werden, warum mich deine Nachrichten über den jungen Arzt so erschüttern.“

„In welcher Beziehung steht die Alte zu dem Namen Werrfels?“

„Frage mich nicht darum. Margareth teilte mit ihre Vergangenheit nur in der Beichte mit; ich kann es also nicht wieder erzählen. Morgen hören wir vielleicht alles und nun wird es Zeit sein, schlafen zu gehen.“

Somit wünschten sich beide eine gute Nacht und begaben sich auf ihre Zimmer.

Des anderen Tages nach der Messe besuchten der Pfarrer und Ortolf verabredeter Weise das Rittermargerl. Die Wohnung der Alten bestand aus drei Zimmern. Eines davon, in welches man vom Wohnzimmer aus gelangen konnte, war stets verschlossen, und noch niemand hatte es betreten dürfen. Die abgeschmacktesten Dinge waren über dieses Zimmer im Umlaufe. Die einen wollten wissen, daß darin der unermeßliche Reichtum der Alten aufbewahrt sei, andere hielten es für ein Bußzimmer, in welchem Margareth über ihre Vergangenheit weine; oder man wollte sie darin mit übernatürlichen Wesen verkehren gehört haben, da die alte Margareth sich oft zur Nachtzeit in diesem geheimnisvollen Zimmer aufhielt und da oft so wehklagte und laut weinte, daß es die ganze Nachbarschaft vernehmen konnte.

Das Rittermargerl hatte sich von dem jüngsten Unfälle bereits so weit wieder erholt, daß sie in ihrem Lehnstuhle sitzen konnte. Dieser stand an einem Fenster, welches auf die Kirche und den Friedhof zuging. Margareth sieht noch etwas angegriffen aus. Sie hat eine weiße, mit großen Spitzen eingefasste Nachthaube auf und ist in einen weiten, altmodischen Schlafrock, aus einem mit gelben Farben geblünten Stoffe eingehüllt. Auf ihrer Nase steckt eine mit

großen Gläsern versehene Brille. Zwei Katzen sitzen auf ihrem Schoße und werden von der Herrin gestreichelt; eine dritte Katze krabbelt auf ihren Schultern herum; eine Anzahl anderer solcher Tiere sitzt am Fenstergesimse, sich sonnend, und ihre Behaglichkeit durch ihr eintöniges Spinnen kundgebend; andere sitzen oder scherzen auf dem Boden herum, mit neidischen Blicken die Bevorzugten bei ihrer Herrin anschielend, und des Winkes der Ablösung harrend. In einem winzig kleinen Bettchen liegt der uns bereits bekannte Kater, welcher von des Brutus ungalanter Begegnung noch an argen Nachwehen zu leiden hat. Ein Wundverband ist ihm sorgfältig angelegt und unbeweglich liegt er in dem weichen Kissen; nur hin und wieder hört man von ihm einen schweren Seufzer, gleichsam als Erinnerungszeichen seines Daseins für die alte Herrin, welche dann immer in den liebevollsten Tönen den Aermsten tröstet, des bösen Hundes mit Schmähungen gedenkend.

Ursula, die Dienerin der Alten, ist mit Abstäuben der alten im Rokokostil gefertigten Möbel beschäftigt und sucht nebenbei ihre Gebieterin zu unterhalten.

„Ja, Frau Mutter,“ sagte sie, „mit unserem Julchen verhält es sich wirklich so, wie man sich gestern im ganzen Markte erzählte. Ich bin heute, als ich das Kaffeebrot holte, dem Jägerveitl begegnet, und ließ mir von ihm alles bestätigen. Mein lieber Gott! wie nur das alles zugegangen ist! Das Huterer-Mirl meint, der Gottseibeius war dabei im Spiele; denn wie vorgestern nacht das entsetzliche Donnerwetter kam, hätte sie bemerkt, wie ein Blitzstrahl in das Huthaus und von da gerade auf den Hohenbogen schoß, und der Blitz war niemand anders, als der böse Feind, welcher das arme Julchen entführen wollte, aber nicht weiter, als bis nach Lichtenegg bringen konnte. Und das Schreiner-

Waberl hat ganz deutlich in der Luft einen Angstschrei gehört und ein teuflisches Lachen; es ist also kein Zweifel mehr, der Schwarze hat es auf die Julie abgesehen!“

„Hört man nicht, wie es dem armen Kinde geht?“ fragte die Alte.

„Nicht am besten,“ antwortete die Dienerin. „Ihren Verstand soll sie zwar wieder haben; aber ein Fieber hat sie befallen, wovon sie so bald nicht geheilt werden wird, um so mehr, als sie einen Doktor hat, vor dem mir angst und bange wäre!“

„Wen meinst du denn?“ fragte neugierig die Alte.

„Ich glaube und laß mir's nicht nehmen, daß es der Schwarze selber ist!“

„Was sagst du da?“

„Schauen's, Frau Mutter, die Sache ist ganz natürlich. Der lange blasse Mann, der mit Ortoff kam, und der Sie am Sonntag so erschreckte –“

„Nichts von ihm!“ rief die Alte, mit der Hand abwehrend; „verschone mich mit dieser Erscheinung!“

„Wie Sie wollen,“ entgegnete Ursula; „ich weiß, was ich weiß. Hören Sie, wie das arme Manerl weint? Es ist ja von einem Höllenhunde gebissen worden und diese Wunden werden nie mehr heilen.“

„Katzimaner!“ kreischte die Alte, und weinend fuhr sie fort: „Ach, wie muß mein Tierchen leiden, mein armes Katzimaner!“

Der arme Kater schrie in erbärmlichsten Tönen mit; die Alte und Ursula weinten oder besser heulten laut, und dieses Terzett, um welches kein Hörer zu beneiden gewesen,

würde sobald nicht zu Ende gekommen sein, wenn nicht der Pfarrer mit Ortolf erschienen wäre.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ rief der Pfarrer beim Eintreten.

„In Ewigkeit, Amen!“ entgegneten die beiden Frauen, und zwar mit lächelnder Miene; denn sie gehörten ja zu dem Geschlechte, das sprüchwörtlich Weinen und Lachen in einem Säckel hat.

Das Rittermargerl war durch den Besuch der beiden Männer sichtlich erfreut.

Ortolf streichelte, nachdem er die Alte begrüßt, einige Katzen, und sicherte sich dadurch ihr Wohlwollen.

Die Einrichtung des Zimmers war noch ganz dieselbe, wie er sie von seiner Knabenzeit her im Gedächtnisse hatte, und freudig begrüßte er alle die verschiedenen Gegenstände mit einem freundlichen Blicke. Er mußte der Alten von seinen Eltern und sich selbst erzählen, und hatte eine Menge von Fragen zu beantworten. Sie wurde dann auch recht heiter, bis der Kater wieder zu stöhnen anfang, und sie an den bösen Hund und seinen Herrn erinnerte, welchen Ursula für einen leibhaftigen Teufel hielt.

„Jener entsetzliche Mensch ist also noch in der Nähe?“ fragte die Alte.

„Wenn Ihr meinen Freund, den Doktor Woogen meint,“ erwiderte Ortolf, „so muß ich Eure Fragen bejahen, gutes Mütterchen. Er ist in Schwarzenberg bei dem kranken Julchen, die ihm nicht nur die Wiedergenesung ihres Verstandes, sondern sogar ihr Leben verdankt. Ohne ihn läge sie wohl unter der Ruine zerschmettert.“

„Es wäre vielleicht besser für sie, als bei lebendigem Leibe

in der Gewalt des Satans zu sein!“ kreischte die Dienerin, welche mit Neugierde der Unterhaltung bis jetzt gefolgt war, infolge dieser vorlauten Aeußerung aber vom Pfarrer einen Wink bekam, sich zu entfernen, was sie auch mit äußerst unzufriedener Miene that.

„O, der ist mein Tod, wenn ich ihn nochmals sehe!“ rief Margareth. „Nie, nie will ich es!“

„Und warum, Mütterchen?“ fragte Ortolf. „Mein Freund ist so gut, so edel und verdient gewiß nicht, von Euch gehaßt zu werden. Was kann er für die Verwundung Eurer Katze? Glaubt mir, es thut ihm recht leid, Euch dadurch einen Schmerz bereitet zu haben.“

„Nicht meine Katze, dieses ist das Wenigste!“ rief die Alte. „Aber sein Gesicht, dieses Gesicht – huh! das erinnert mich zu lebendig an ihn – an den –“ Die Alte verstummte und versank in tiefes Nachdenken.

„Liebe Margareth,“ sagte jetzt der Pfarrer, „erleichtert Euer Herz durch Mitteilung. Halb und halb habt Ihr mir zwar schon Eure Lebensgeschichte erzählt; thut es nun ganz und haltet uns beide Eures Vertrauens wert.“

„Meine Lebensgeschichte?“ fragte die Alte. „O, die ist traurig, und kam seit meinem Hiersein nur zweimal über meine Lippen.“

„Ich weiß es,“ entgegnete der Pfarrer. „Nur meinem Vorfahrer und mir habt Ihr Euer Herz enthüllt. Aber macht auch bei Ortolf eine Ausnahme; wer weiß, wozu es gut sein könnte.“

„Ja, Mütterchen,“ schmeichelte Ortolf, „erzählt mir Eure Erlebnisse; ich nehme ja an Euch und an allem, was Euch betrifft, den wärmsten Anteil.“

„Glaub's,“ entgegnete die Alte. „Weiß selbst nicht, warum ich Eurem Wunsche nicht widerstehen kann; es drängt mich ordentlich, mich Euch mitzuteilen, und wenn ich es gethan, werdet Ihr mein Gebahren im Gartenhause beim Anblicke des Fremden nicht für eine bloße Laune eines alten, kindischen Weibes halten. Aber Ihr müßt mit mir Geduld haben, wenn ich langsam erzähle, und hie und da Thränen meine Worte ersticken; bin gar eine alte Frau, schon vierundneunzig Jahre alt.“

Nachdem man sich ordentlich zurecht gesetzt, begann sodann die Alte Nachfolgendes zu erzählen: „Ich bin in Augsburg geboren und stamme aus einer reichen und angesehenen Patrizierfamilie, deren Namen aber mit meinem Vater erloschen ist. Ich war das einzige Kind meiner Eltern, und vermählte mich mit einem Baron von Werrfels, der ein schönes Gut gleichen Namens an der polnischen Grenze besaß, welches meine künftige Heimat wurde.

Unsere Ehe war recht glücklich; ein Sohn und wenige Jahre darauf eine Tochter schienen unser Glück vollkommen zu machen. Ersterer hieß Adalbert, letztere Nora. Nora war ein sanftes, liebliches Mädchen, ein wahrer Engel in Menschengestalt, während Adalbert, der Liebling meines Gatten, schon in seiner frühesten Jugend Beweise von einem bösen Herz gab.

Je älter er wurde, desto mehr Sorge und Kummer bereitete er uns; all unser Bemühen, ihn zu bessern, blieb fruchtlos, und zum Jünglinge herangewachsen, hatte er nur Sinn für Spiel, Trunk und Händel. Er verschwendete Tausende in seinem unerhörten Leichtsinne, häufte Schulden auf Schulden, und bedeckte unseren Namen mit Schmach und Schande. Lieblos und roh gegen Eltern und Schwester, war er unempfindlich gegen alle Ermahnungen und Drohun-

gen, und als er sich endlich so weit vergaß, mich, seine Mutter, zu mißhandeln, verbannte ihn mein Gatte von unserem Gute, und zog seine Hand von ihm ab. Mißjahre und viele andere Umstände, vor allem aber die Verschwendung des Leichtsinrigen verzehrten beinahe unser ganzes, bedeutendes Vermögen, und der Segen war aus unserem Hause geflohen. Mein lieber Gatte erlag den schweren Schicksalsschlägen und starb. Nora war mein einziger Trost, und sie allein hielt mich aufrecht in meinem unendlichen Schmerze. Mein guter, alter Vater reiste zu mir, zugleich um sich und mich zu trösten; denn meine Mutter war auch heimgegangen, und er hatte niemand mehr als mich, seine Tochter. So standen die Dinge, als eines Tages - mein Vater war mit Nora eben abwesend - mein Sohn ganz unerwartet angeritten kam, und von mir eine große Summe Geldes mit wütender Gebärde forderte. Als ich ihm das Verlangte verweigern mußte, vergaß sich der Unselige soweit, einen Dolch mit der Drohung zu zücken, mich zu ermorden, wenn ich seinen Willen nicht erfüllen würde. „Ermorde mich,“ sagte ich zu ihm, „und empfangе dann den Fluch deiner sterbenden Mutter!“ Die Sinne verließen mich auf wenige Minuten und als ich wieder zu mir kam, hörte ich in dem Zimmer meines Vaters einen Schrank aufsperrn. Wohl wissend, daß dieser eine bedeutende Summe Geldes dort aufbewahrt hatte, ahnte ich sogleich die verruchte That des Nichtswürdigen. Ich eilte zum Fenster, nach Hilfe rufend. In diesem Augenblicke traten mein Vater und Nora in den Hof; zugleich eilte mein Sohn aus dem Hause, und schwang sich auf sein Pferd. „Laßt ihn nicht abreiten, er hat uns bestohlen!“ reif ich. Nora eilte auf Adalbert zu, und das Pferd am Zügel fassend, befahl sie ihm, abzusteigen. Er aber hieb mit seiner Peitsche gewaltig auf die Hände des armen Mädchens, so daß dieses mit

lautem Schrei das Pferd los ließ. Dieses sauste fort und schleuderte meine Nora zu Boden; ein Huf traf ihr liebliches Köpfchen und zerschmetterte ihre Hirnschale; sie war tot; meine Nora war tot, gemordet durch ihren Bruder, durch meinen eigenen Sohn!“ Die alte Margareth bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht und schluchzte laut. Der Pfarrer und Ortolf schwiegen gerührt.

Nachdem sich die Alte wieder etwas gesammelt, fuhr sie in ihrer Erzählung fort: „Dieser furchtbare Verlust streckte mich lange Zeit auf das Krankenlager. Mein Vater setzte den jungen Werrfels - ich nenne ihn bei seinem Namen, denn mein Sohn hatte er seit jener entsetzlichen That aufgehört zu sein - in Anklagestand. Ich weiß nicht, wie es kam; aber der Gottlose wurde nach kurzer Haft freigesprochen, und voll Uebermut pochte er auf sein väterliches Erbe. Ich konnte mit dem Fluchbeladenen nicht mehr unter einem Dache wohnen, überließ ihm das verschuldete Besitztum nebst meinem Fluche und reiste mit meinem alten Vater zurück in meine frühere Heimat. Das Unglück seines Kindes hatte meinem Vater tödliche Wunden geschlagen; er starb kurze Zeit darauf und hinterließ mir ein ansehnliches Vermögen. Ich hatte mir vorgenommen, fern vom Geräusche der Welt in stiller Zurückgezogenheit mein Leben zu beschließen, und wählte hierzu diesen freundlichen Ort, durch welchen ich in früheren Jahren auf einer Reise kam, und welcher mir bei der Wahl meines künftigen Aufenthaltes am besten zu entsprechen schien. Einen geringen Teil meines Hausgerätes nahm ich mit mir, und indem ich mir diese Wohnung mietete, führte ich mit einer treuen Dienerin ein stilles, fast klösterliches Leben. Meine Umgebung bilden, wie Sie sehen, eine Menge Katzen; denn der Mensch muß etwas lieben, und in der Ermangelung eines anderen Gegenstandes liebe und lieblose ich

meine Kätzchen. Mein Geld verwaltet der Herr Pfarrer, und so habe ich für nichts auf der Welt mehr zu sorgen.

Meine einzige Freude war seit mehreren Jahren Julchen Bachert, das unglückliche, irre Mädchen. Sie besuchte mich täglich und pflegte mich während einer Krankheit so liebevoll, daß sie viel zu meiner Genesung beitrug. Ich liebte das Mädchen, wie mein eigenes Kind.

Plötzlich wurde es durch die rasch aufeinander folgenden Todesfälle seiner Eltern wahnsinnig. Gott hat mein Gebet erhört, und Julchens Verstand wieder kehren lassen, und die Freude darüber hat mich auch jetzt wieder gesund gemacht.

Seit vielen Jahren habe ich mir eine Gruft da unten bauen lassen; darin bringe ich manche Stunde im Gebete zu, und denke vergangener Zeiten. Der Tod darf kommen, wann er will, ich bin auf ihn vorbereitet. Nur eins drückt meine Seele: die unselige Erinnerung an meinen Sohn, der mir mein ganzes Lebensglück raubte. Alles, alles hat er mir gestohlen! Diesen Gedanken kann ich nie mehr aus meinem Herzen verbannen, und selbst wenn ich für ihn, oder besser für seine Seele - denn er wird längst tot sein - beten will, überkommt mich bei der Erinnerung an ihn ein unheimlicher Schauer. Seit lange habe ich Ruhe vor solchen Erinnerungen gehabt; aber seit Sonntag nachts, wo ich im Gartenhause jenen Mann, das leibhaftige Ebenbild meines Sohnes, erblickte, da glaubte ich, es wäre ein Geist, der mich in meinen letzten Tagen noch quälen will. Und als ich erkannte, daß ich mich täusche, daß er kein Geist, sondern ein Mensch - der nebst der Aehnlichkeit mit meinem Sohne auch seinen Taufnamen führe, da kehrte der alte Haß gegen diesen wieder, und dieses wird beitragen, die aufgerissene Wunde aufs neue bluten zu machen. Jetzt aber fol-

gen Sie mir, meine lieben Freunde, in jenes Zimmer, und überzeugen Sie sich selbst von der Aehnlichkeit meines Sohnes mit dem Fremden. Ich besitze nämlich ein großes Familiengemälde, welches mein Gatte kurz vor seinem Tode von einem tüchtigen Künstler fertigen ließ. Adalbert hatte damals seinen Vater mit Versprechungen, sich zu bessern, zu täuschen gewußt, und mein Mann wollte dieses Bild zu einer Versöhnungsfeier benützen. Aber diese kam nicht zustande; nachdem der Bube seine bösen Absichten erreicht, war er wieder der vorige Nichtswürdige, und wurde darauf von seinem Vater verstoßen.“

Ortolf, welcher mit gespanntester Aufmerksamkeit und oft sichtlicher Erregung dieser Erzählung zugehört, und der Pfarrer nahmen die Alte unter die Arme, und führten sie zur angedeuteten Thüre, welche die Matrone mit einem an einer Schnur über ihrem Halse hängenden kleinen Schlüssel öffnete. Ortolf klopfte dabei das Herz; denn er dachte zurück an seine Kinderjahre, wo er so oft und lüstern nach dieser Thüre geblickt, hinter welcher er sich das märchenhafteste Zeug träumte. Sie war nun geöffnet, und kaum einen Blick in das Zimmer werfend, konnte er einen Ausruf des Schreckens und des Erstaunens nicht unterdrücken.

In Mitte des kleinen, halbdunklen Zimmers erblickte er ein schwarzbehangenes Trauergerüste, auf welchem ein offener Sarg stand, und aus dem Sarge grinste ihm ein Totenschädel entgegen. Selbst der Pfarrer war einen Augenblick überrascht, und hielt an der Schwelle an; aber die Alte lächelte und sagte: „Sie sehen, mein lieber Herr Beichtvater, daß ich das memento mori treu befolgt. Dieser Totenkopf ist von meiner geliebten Tochter Nora; das übrige im Sarge sind meine Sterbekleider. Der Sarg wird, wenn ich sterbe, meinen Leichnam aufnehmen, und ist zu diesem Zwe-

cke schon seit vielen Jahren in Bereitschaft.“

Die beiden Herren hatten sich von dem ersten unangenehmen Eindrucke wieder erholt, und blickten in dem nur von schwachem Dämmerlichte beleuchteten Zimmer umher. Da bot sich ihren Augen in der That noch manche Ueberraschung dar. Dort standen zwei lange Glasschränke, deren Stellagen mit dem reichsten Silbergeschirre bedeckt waren; auf der anderen Seite waren reich gestickte Trauermeßgewänder aufgehangen, welche Margareth zu ihrem Leichenbegängnisse bestimmt hatte. An den Seitenwänden hingen Heiligenbilder, an der vorderen Wand mehrere Porträts, welche ein großes, mit goldenen Rahmen eingefasstes, aber verschleiertes Bild umgaben. In einer Ecke standen zwei große, mit starken Schlössern versehene Kisten, deren eine, aus den eisernen Bändern zu schließen, welche sie umgaben, wohl eine Geldkiste sein mußte.

Das Rittermargerl bat Ortolf, den Fensterladen zu öffnen, führte dann die Männer zu dem erwähnten Porträt, und auf eines derselben zeigend, sagte sie: „Dieses war ich vor 70 Jahren; ich war gut getroffen; aber freilich ist es eine Unmöglichkeit, auch nur einen einzigen Zug dieses Bildes aus dem jetzigen Originale herauszufinden.“

Das Porträt zeigte ein interessantes Mädchengesicht in der vollsten Blüte.

„Ich finde zwischen Euch, Mütterchen, und dem Bilde doch eine bedeutende Aehnlichkeit, es sind die feurigen, schönen Augen; diese habt Ihr noch, noch ganz dieselben!“ sagte Ortolf.

Die Alte wollte lächelnd Antwort geben, da fiel ihr Blick auf das verschleierte Bild, und sie bat Ortolf, dasselbe zu enthüllen. Der Pfarrer und Ortolf näherten sich demselben.

Dieser zog an einer Schnur, der Schleier fiel, und ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr den beiden

Männern: „Adalbert!“

„Der Doktor Woogen!“

„Adalbert!“ schrie die Alte. „Ja, es ist sein Bild, umgeben von Vater, Mutter und Schwester; es ist das Bild meines ungeratenen Sohnes, welchem der blasse Fremde vollständig gleicht.“

„Adalbert ist Margareths Enkel!“ sagte Ortolf leise, aber in größter Aufregung zum Pfarrer.

„Dieses ist mir seit gestern abend klar,“ antwortete dieser. „Aber, um Gotteswillen! vorläufig noch kein Wort zur Alten. Wir sprechen nachher das Nähere.“

Man begab sich wieder in das Wohnzimmer und die Alte ließ sich im Lehnstuhl nieder.

Die beiden Männer dankten ihr für das ihnen bewiesene Vertrauen, und der Pfarrer tröstete sie mit den Worten: „Der Herr hat Euch noch Freuden aufgehoben, gute Margareth, und deshalb ließ er Euch so alt werden. Vor allem aber müßt Ihr des Christen erste Pflicht üben: Vergebete denen, die Euch Böses gethan!“

„Und zudem,“ ergänzte Ortolf, „ist Euer Sohn wahrscheinlich schon längst tot; nährt den Haß nicht über das Grab hinaus!“

„Ich will's versuchen, und für ihn beten!“ entgegnete weinend und kopfschüttelnd die Alte.

„Und nicht wahr, Mütterchen, Ihr habt gegen meinen Freund Adalbert, der Euer Julchen gerettet, kein böses Vorurteil mehr!“ bat Ortolf.

„Auch ihn werd ich in mein Gebet einschließen,“ antwortete Margareth zitternd.

„Thut das, gute Margareth!“ rief der Pfarrer. „Der Herr wird es Euch reichlich lohnen! Jetzt aber ist es Zeit, Euch allein zu lassen; erlaubt uns, Euch morgen wieder zu besuchen.“

„Wenn Ihr mir Freude machen wollt, so kommt morgen, kommt recht oft zu der alten Margareth!“ erwiderte diese, beiden die Hand zum Abschiede drückend.

XII.

Im Erdgeschosse des kleinen Schulhauses zu Schwarzenberg war ein liebliches, und niedliches Stübchen gegen den Garten zu, aus welchem die baumhohen Malven mit ihren roten und weißen Blütenköpfchen neugierig durch die offenen Fenster hineinschauten und die erquickende Luft eines schönen Sommerabends strömte in das Gemach.

Julchen, deren Lager in dem vorderen Teile des Zimmers angebracht ist, schläft gerade. Die Lehrerin steht an dem Bette und wehrt einigen zudringlichen Fliegen ab. Ihre zwölfjährige Tochter, ein schönes Mädchen, neigt sich über die Schlafende, und legt auf die Stirne einen frischen, kalten Ueberschlag.

„Wie blaß sie ist!“ sagte das Mädchen leise zu ihrer Mutter. „Wie blaß und doch so schön?“

„Still, Klara,“ entgegnete die Angeredete. „Wecke sie ja nicht auf; dieser Schlaf wird ihr wohl thun; es ist der erste seit ihrem Hiersein, der so lange andauert; du kannst nun fortgehen, ich bedarf deiner nicht mehr.“

„O, laß mich da, Mutter; ich sehe Julchen zu gerne und

möchte bei ihr sein, wenn sie aufwacht. Sie hat mich gewiß noch so lieb, wie vordem, ehe sie irrsinnig wurde. Alle die Lieder, die sie mich gelehrt, wenn ich die Feiertage zu ihr in den Markt durfte, weiß ich noch und werde ihr dieselben vorsingen, wenn sie wieder besser wird. Ach, wie lange hat sie mich nicht mehr erkennen wollen, und wie viel habe ich um sie geweint und für sie gebetet! Unser Herrgott hat mich endlich erhört, und ihr den Verstand wieder gegeben!“

„Gewiß hat er dich erhört, Klara,“ entgegnete die Mutter. „Das Gebet für unsere Nebenmenschen nimmt Gott immer wohlgefällig auf. Aber Julchen steht noch sehr in Gefahr.

Der Verlust ihrer Mutter, den sie erst jetzt lebhaft empfindet, hat ihren Zustand verschlimmert. Der Himmel möge sie beschützen!“

„Sie wird aber recht glücklich werden, wenn sie wieder gesund ist,“ meinte Klara; „denn der gute Herr Doktor, welcher seit gestern in der Nähe ist, wird ihr Gesundheit und Glück bringen. Ich bin ihm heute früh am Waldessaume begegnet, wohin du mich gesandt hattest, um Erdbeeren zu pflücken. Da mußte ich ihm von Julchen erzählen, und als ich sagte, sie werde wohl sterben müssen, fielen ihm große Thränen aus den Augen, und ich habe mitweinen müssen. Er nannte mich ein gutes Mädchen und sagte, wenn Julchen den heutigen Tag überlebe, sei sie gerettet.“

„Das ist sie gottlob!“ erwiderte die Mutter. „Die Krisis ist vorüber, und wie der Herr Doktor gerade im Garten den Herren erzählte, welche ihn nach Eschlkam abzuholen gekommen sind, wird sich Julchen nach diesem Schläfe außer aller Gefahr befinden.“

„Sieh, sieh!“ rief das Mädchen. „Julchen wacht auf.“

Diese schlug in der That die Augen auf. „Wie fühlst du dich, Julchen?“ fragte die Lehrerin, ihr die Haare aus dem Gesichte streichend.

„Besser!“ antwortete die Kranke. „Viel leichter, als diese Nacht. Aber wie sind wir denn an der Zeit? Ich muß lange geschlafen haben; denn ich habe so viel und lange geträumt. Das waren schöne, süße Träume! Leider Träume!“

„Träume werden aber oft zur Wirklichkeit,“ erwiderte die Frau. „Du hast seit Mittag geschlafen; jetzt haben wir halb sechs Uhr. Du wirst nun Appetit haben und ich eile, dir eine gute Suppe zu bringen.“

Klara näherte sich jetzt Julchen, und legte ihre Hand auf die der Kranken. „Du gute Julie, hast du mich noch lieb?“ fragte das Mädchen.

„Das kannst du fragen?“ entgegnete die Angeredete. „Mag ich auch noch so lange krank gewesen sein, was mir vordem lieb war, wird es mir auch jetzt wieder sein, und ich will nicht mehr klagen! Gott verläßt die Waisen nicht. Klara, lies mir ein Gebet vor, ein Gebet der Waisen.“

Klara suchte in ihrem Gebetbüchlein nach, und las es mit lieblicher Stimme der Kranken andächtig vor.

Nach einer kleinen Pause fragte Julchen: „Ist der Herr Doktor noch immer da?“

„O, ja,“ antwortete das Mädchen. „Wie wird er sich freuen, wenn ich ihm sage, daß du aufgewacht bist, und dich besser fühlst; denn der hat dich gar sehr lieb.“

„Der Himmel möge ihm alles vergelten!“ rief Julchen.

Jetzt kam die Lehrerin mit einer Suppe, welche die Kranke zu sich nahm.

„Weiß das Rittermargerl, wo ich bin?“ fragte sie.

„Sie weiß es und freut sich innig, dich recht bald wieder gesund zu sehen.“

„Bis wann kann ich wieder zu ihr?“ fragte Julchen.

„Hoffentlich recht bald,“ erwiderte die Frau.

Aus Julchens Brust lösten sich schwere Seufzer.

„Was ist dir denn?“ fragte teilnahmsvoll die Lehrerin.

„Ich denke eben daran, daß ich nun niemand mehr angehöre, als mir selbst, daß ich allein auf dieser Welt stehe, und dieser Gedanke thut mir wehe.“

„Julchen,“ sagte die Lehrerin, „quäle dich nicht mit schmerzlichen Erinnerungen. Du verschlimmerst nur deine jetzige Krankheit, wenn du dich so aufregst. Blicke getrost in die Zukunft, denn so lange das Rittermargerl und ich leben, soll es dir an nichts mangeln.“

„Sie haben recht,“ entgegnete Julchen etwas ruhiger. „Ich will, ich darf mich nicht aufregen; ich muß gesund, recht bald gesund werden, um arbeiten zu können. O wie vielen Leuten bin ich dieses unglückliche Jahr zur Last gefallen! Ich will dann niemand mehr lästig sein!“

„Das wird sich alles geben, Julchen,“ erwiderte die Lehrerin; „aber nun verhalte dich ruhig; das viele Sprechen ist dir schädlich, und der Herr Doktor könnte zanken.“ Damit gab sie ihrer Tochter den Wink, Adalbert zu holen.

„Der Doktor?“ fragte Julchen leise. Die Lehrerin nickte bejahend und Julchen schwieg.

„Der Doktor!“ wiederholte sie sich, „was kann ihn bestimmen, um das arme, närrische Julchen so besorgt zu sein?“ Sie dachte lange über die jüngsten Ereignisse nach und

Thränen der innigsten Dankbarkeit flossen jetzt aus ihren großen, dunklen Augen. Sie sammelte in ihrem Geiste die Bilder seit jener Schreckensnacht auf Lichtenegg und teilte selbe, so weit sie es vermochte, von denen ab, welche das Fieber ihr vorgaukelte. Dann gedachte sie der vielen Mühe, welche sie den Männern auf Lichtenegg und auf dem Wege nach Schwarzenberg verursacht, und insbesondere Adalberts großer Aufopferung, der nur ihretwegen seit gestern hier verweilte, um stets mit seiner ärztlichen Hilfe zur Hand zu sein. „O, wie kann ich es ihm danken!“ rief sie unwillkürlich aus.

„Wem?“ fragte die Lehrerin, sich über Julchen neigend.

„Dem edlen Doktor!“ lispelte das Mädchen. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und der Genannte erschien an der Schwelle. Die Frau ging Adalbert sogleich entgegen, indem sie ihm zurief: „Julchen ist wach!“

„Schon lange?“ fragte Adalbert leise.

„Seit einer Viertelstunde.“

Julchen hatte die Stimme des Arztes erkannt, und wandte sich nach ihm um. Eine leichte Röthe überflog ihr Gesicht, und unter freundlichem Lächeln rief sie ihm einen „guten Abend“ entgegen.

Adalbert erwiderte erfreut des Mädchens Gruß und näherte sich, um ihr den Puls zu fühlen.

Julchens große Augen hingen an dem Blicke Adalberts. „Sie haben noch ein kleines Fieber,“ sagte dieser endlich. „Ich bitte Sie daher, meine Anordnungen genau zu befolgen, damit Sie bald das Bett verlassen können. Vor allem vermeiden Sie jede Aufregung und denken Sie nur an Angenehmes.“

„An Angenehmes?“ entgegnete Julchen. „Wenn dies nur möglich wäre! Doch ja, ich werde an die vielen Wohlthaten denken, welche Sie dem armen Julchen angedeihen ließen, werde für Sie beten, dem ich zu so unendlichem Danke verpflichtet bin.“

„Nichts von Dank!“ rief Adalbert. „Ich that in allem nur meine Pflicht als Mensch und Arzt.“

„An mir haben Sie mehr gethan; mein Leben, alles verdanke ich –“

„Gott,“ fiel ihr Adalbert in die Rede.

„Gott und Ihnen,“ fuhr Julchen weiter fort. „Ich kann es Ihnen nie vergelten!“

Adalbert nahm Julchens Hand und sagte: „Später will ich Ihnen einmal sagen, Julchen, wie reichlich Sie mir vergelten können. Doch jetzt möchten Sie noch einen Augenblick der Pfarrer und Ortolf sprechen, welche außen im Garten auf das Zeichen zum Eintreten warten.“

„Der Pfarrer! Ortolf!“ rief Julchen erfreut. „Warum kamen sie nicht schon längst herein!“

Gleich darauf traten die Genannten in das Zimmer.

Wir übergehen das gegenseitige, freudige Begrüßen. Der Pfarrer war hoch erfreut, sein Beichtkind wieder bei gesundem Verstande zu sehen, brachte ihr Grüße und Glückwünsche von allen Eschlkamern und gab ihr seinen priesterlichen Segen. Ortolf hatte seiner Jugendfreundin vieles zu erzählen, und wurde von dieser mit Fragen bestürmt, bis der Doktor die Unterhaltung mit den Worten beendigte: „Für heute mehr als genug! Julchen bedarf der Ruhe. Ich fahre mit dem Herrn Pfarrer und Ortolf nach Eschlkam zurück und werde übermorgen wieder hieher kommen. Ich

hoffe, wenn meine Anordnungen genau befolgt werden, einen bedeutenden Fortschritt in Ihrer Besserung zu sehen.“

Man verabschiedete sich nun und der Pfarrer fuhr mit seinen Gästen nach Eschlkam.

XIII.

Schon in Schwarzenberg hatte Adalbert dem Pfarrer und Ortolf, auf ihren Wunsch hin, die Geschichte seines Vaters, insoweit sie ihm bekannt war, erzählt und damit, ohne selbst darüber klar zu sein, diese zur Ueberzeugung gebracht, daß sein Vater Margareths Sohn gewesen sei. Auf Adalberts dringende Bitten, ihm endlich zu erklären, in welchem Verhältnisse er zu Rittermargerl stehe, bat ihn der Pfarrer, bis zur Ankunft in Eschlkam Geduld zu haben. Hier nun erzählte er alles, was das Rittermargerl ihm und Ortolf diesen Morgen anvertraute.

Diese Erzählung machte auf Adalbert einen hocherregenden Eindruck. Sein erster Entschluß war, sogleich zum Rittermargerl zu eilen, sich ihr zu enthüllen und für sich und seinen wohl längst verstorbenen Vater Versöhnung zu erflehen. Seine Freunde aber gaben dieses nicht zu.

Nach langer Beratung wurde der Plan des Pfarrers am besten befunden, nämlich die Alte für Adalbert erst zu gewinnen, wozu Julchen als Hauptmittel gelten sollte. Die Margareth liebte das Mädchen wie ihr eigenes Kind, und der Pfarrer wollte es sicher dahin bringen, daß Margareth den Doktor selbst zu sprechen und ihm für alles, was er an ihrem Lieblinge gethan, zu danken wünsche, und wäre einmal dieses geschehen, so könne das übrige rasch nachfolgen. - - -

Der Pfarrer und seine Gäste nebst den beiden heute auch anwesenden Kaplanen nahmen ihren Abendtisch in dem Gartenhause ein, und die kleine Gesellschaft unterhielt sich in der heitersten Weise. Adalber konnte nicht lange daran teil nehmen; er bedurfte durchaus der Ruhe; denn die fortwährenden Aufregungen in den jüngsten Tagen und vor allem die neue, überraschende Entdeckung hatten seinen Geist und Körper völlig abgespannt.

„Wo steckt denn heute unser Kantor?“ fragte im Laufe des Gespräches der Pfarrer.

„Der ging diesen Nachmittag nach Neukirchen,“ antwortete einer der Kaplane, „und wird sich im Bräustübchen auf den Nachhauseweg stärken.“

„Da müssen wir ihn schon erwarten,“ sagte der Pfarrer. „Der Herr Kantor kommt nie ohne eine Menge Neuigkeiten von solchen Abstechern zurück, und wird auch heute wieder mancherlei zu erzählen wissen.“

„Da ist er ja,“ riefen alle; denn der Kantor erschien eben in der offenen Thüre.

„Wenn man den Wolf nennt, so kommt er g’rennt!“ sagte der Pfarrer.

„G’rennt!“ entgegnete der Ankommende. „Meiner Seel! dieses Mal kommt er wirklich g’rennt; aber leider nur der Kantor! Leider! muß ich sagen, meine Herren, ja leider! denn ich gäbe die Kindstaugelder von einem ganzen Quartal darum, wenn ich mich auf eine halbe Stunde hätte in einen Wolf verwandeln können! Doch entschuldigen Sie, daß ich Ihnen erst mein unterthänigstes Kompliment mache, und nicht wahr? Sie erlauben, daß ich mich setze. Ich bin Ihnen weiter nicht gelaufen! O, nur fünf Minuten hätte ich eine solche Bestie sein mögen, um den Verräter samt

seinem Rosse zu zerfleischen!“

„Sie blutgieriger Mensch!“ sagte lachend der Pfarrer. „Sprechen Sie doch, was ist Ihnen denn passiert?“

„Er hat wahrscheinlich viel passieren lassen,“ meinte einer der Herren, denn der Kantor ließ aus verschiedenen Anzeichen schließen, daß er dem Klosterbier nicht feind gewesen.

„Drei Halbe, meine Herren,“ sagte er mit einem anscheinend ganz aufrichtigen Gesichte, „drei Halbe, Sie wissen ja, daß ich nicht mehr vertragen kann. Aber diesen Verräter, diesen – diesen –“

„Wem gelten denn diese Liebesversicherungen?“

„Liebesversicherungen? Gott bewahre! Ja, er hat mir noch vor wenigen Stunden Lieb und Freundschaft versichert und mit mir Bruderschaft getrunken; ich war stolz darauf, als er mich küßte; aber es war der Kuß eines Judas Ischarioth. War er noch nicht da?“

„Ja, wer denn?“

„Der Doktor von Furth,“ antwortete der Kantor mit grimiger Miene, während die Gesellschaft in ein herzliches Gelächter ausbrach. Der Kantor war einige Augenblicke unschlüssig, was er nun beginnen sollte, fing aber plötzlich selbst zu lachen an und rief: „Den hab ich eingehen lassen!“

„So viel mir scheint,“ sagte der Pfarrer, „hat er Sie eingehen lassen, sonst wären Sie nicht so erbost auf ihn. Doch spannen Sie unsere Neugierde nicht so lange, was hat’s denn gegeben?“

Der Kantor, nun wieder ganz Herr seiner selbst, ließ auf seinem Gesichte, in welchen noch soeben Furcht und

Schrecken zu lesen waren, ein spöttisches Lächeln spielen, und nachdem er sich mit einer selbstgefälligen Wichtigkeit lange geschnäuzt und eine Prise Schmalzler zu sich genommen, erzählte er:

„Der Doktor von Furth, den ich im Kloster angetroffen und der mit mir Bruderschaft getrunken, leistete mir auf dem Nachhauseweg Gesellschaft. Er führte sein Pferd neben mir hergehend, und wir schwätzten von diesem und jenem, bis wir Stachesried und die Klause im Rücken hatten, und in die Nähe des Federkielbaumes kamen, wovon ich Ihnen am vorigen Sonntag erzählte. Ich sprach mit dem Doktor eben über mein neuliches Zusammentreffen mit dem Steffeljäger auf diesem Wege, als er stehen blieb und aufmerksam nach dem gespensterhaften Baume schaute. „Ist mir’s doch,“ sagte er, „als wäre neben dem Baume dort eine menschliche Gestalt; kommt es Ihnen nicht auch so vor?“ Ich ersuchte ihn, keine schlechten Witze zu machen; aber der Doktor ließ sich’s nicht nehmen, und ich mußte ihn zu dem Baume begleiten. Je näher wir demselben kamen, desto mehr mußte ich der Meinung des Doktors beistimmen. Ich muß gestehen, daß ich darüber erstaunt war, denn wer dächte bei einem solchen Augenblicke nicht an den Federkiel! Auf unsere Zurufe ward uns keine Antwort, und beim Baume angekommen, sahen wir zu unserem Entsetzen – einen Erhängten.“

„Einen Erhängten?“ fragten alle.

„Wie ich Ihnen sage, einen Erhängten, dessen Füße beinahe den Boden berührten. Wir erkannten in dem Unglücklichen sogleich den Steffeljäger, welcher hier am Orte seiner einstigen bösen That sein sündhaftes Leben durch einen Selbstmord endete.“

„Der Herr sei seiner Seele gnädig,“ sagte der Pfarrer.

„Das habe ich auch gebetet,“ fuhr der Kantor fort. „Wir schnitten den Strick ab und ließen den Leichnam - Rettung war keine mehr möglich - unterm Baume liegen. Sie können sich denken, daß einem bei einer solchen Gelegenheit nicht am lustigsten zu Mute und daß es sehr wünschenswert ist, nicht allein an solch unheimlicher Stelle zu verweilen, und deshalb war ich froh über die Begleitung des Doktors; aber dieser saß, ohne daß ich's mich versah, auf seinem Pferde, und indem er mir mit teuflischem Gelächter zurief: „Sehe den Federkiel kommen, wünsch gute Unterhaltung, adieu, Kantor!“ sauste er davon, und ließ mich allein bei dem Erhängten. Der Frevler, der Verräter!“

Die Gesellschaft, so unangenehm sie auch die Nachricht von dem Selbstmorde des Steffeljägers berührt hatte, mußte bei diesem neuen Zornausbruche des Kantors unwillkürlich lachen.

„Ja, lachen Sie nur,“ sagte dieser, „ich habe auch gelacht über die Feigheit des Doktors; denn nur die Furcht hat ihn fortgetrieben; oder wollte er mich in Schrecken setzen? Quod non, dieses Mal ist er der Eingegangene. Denn ich ging ruhig meines Weges weiter, und kam gemütlich hier an.“

„Das haben wir gesehen,“ sagte der Pfarrer; „Sie kamen in der größten Gemütsruhe.“

„Nicht wahr?“ entgegnete der Kantor. „Nur ärgerlich war und bin ich über den Verlust, welchen ich bei dieser Geschichte zu erleiden habe. Mein Vetter mütterlicherseits, der Frater Koch, steckte mir beim Abschiede zwei schöne geräucherte Hechte in die Tasche, womit ich meine Veronika erfreuen wollte; da fiel mir einer heraus, während ich

so über die Wiese lief -“

„Sie sind ja ganz ruhig gegangen,“ unterbrach ihn einer der Herren.

„Nun ja, ich habe mich versprochen, während ich so über die Wiese ging, fiel mir einer derselben zu meinem Leidwesen aus der Tasche, und daran trägt nur der Doktor von Furth die Schuld.“

Der arme Kantor wurde zu seinem Schaden jetzt noch recht ausgelacht.

„Erholen Sie sich nur,“ sagte der Pfarrer, „und erzählen Sie uns dann, was Sie in Neukirchen neues erfahren, oder sollten Sie dieses Mal ganz leer kommen?“

„Gott bewahre!“ entgegnete der Kantor. „Warten Sie nur, ich muß mich erst sammeln, und dazu gehört vor allem, daß ich meine Veronika schnell von meiner Ankunft in Kenntnis setze und ihr das Mitgebrachte, ihre Leibspeise übergebe. Nachdem ich mir ihren Dank geholt, komme ich im Augenblick wieder.“

Bei diesen Worten nahm er Mütze und Stock und eilte in seine nahe Behausung. – Welchen Eindruck der geräucher- te Fisch auf Veronika gemacht, und auf welche Weise sie dem Kantor gedankt, wissen wir nicht, dieser schien jeden- falls damit zufrieden zu sein, denn in der heitersten Laune kam er wieder in das Gartenhaus zurück. Laut lachend setzte er sich auf seinen Stuhl, und den Herren sein Brisil- glas anbietend, sagte er: „Haben Sie’s noch nicht erfahren, wer gestern abend im Kloster attrapiert wurde?“

„Nein, wer denn?“

„Der Teufel selber! Auf Ehre! Der Teufel, der seit mehre- ren Wochen schon im Kloster sein Unwesen getrieben.

Gestern hat er zum letzten Male gespukt! Ich will Ihnen die Geschichte erzählen, wie sie mir mein Vetter mütterlicherseits, der Frater Koch, mitgeteilt hat. Seit mehreren Wochen, wie Sie wissen, hat sich im Klostergarten schon öfters bei Nacht, und besonders während der Gewitter, der Teufel gezeigt. Die Klosterbewohner, deren Zellen gegen den Garten gelegen sind, sahen, wenn die Blitze die Nacht erhallten, oder beim Mondscheine, den Bösen über die Gartenmauer klettern, und, nachdem er einige Male im Garten herumgelaufen, plötzlich verschwinden. Er soll scheußlich ausgesehen haben, zwei lange Hörner auf dem Kopfe, feurige Augen, einen feuerspeienden Rachen und mit einem schwarzen zottigen Pelze bedeckt. In der ganzen Umgebung verbreitete diese Nachricht Furcht und Schrecken. Die Geschichte dauerte endlich doch zu lange und es wurde beschlossen, dem Bösen auf den Leib zu gehen. Vorgestern abend nun, als das starke Gewitter kam, machten sich mehrere Herren Patres und einige Gäste, unseren lieben Freund, Herrn Marktschreiber Perchtold an der Spitze, auf, den Bösen zu erwarten.“

„Es währte nicht lange, so kam der Teufel schon über die Mauer geklettert und war, ehe man sich's versah, im Kellergewölbe verschwunden.

„Das ist ein durstiger Teufel; wir wollen ihm einmal Gesellschaft leisten!“ rief Herr Perchtold. Er hatte seinen Degenstock gezogen, und ging mit den übrigen nach dem Kellergewölbe. Die Thüre zu demselben war offen - schon ein verdächtiges Zeichen - und nachdem schnell eine Laterne herbeigebracht war, stieg man in den Raum hinab, wo die gefüllten Bier- und Weinflaschen aufbewahrt sind. Herr Perchtold ließ die Thüre besetzen, und durchsuchte aufs strengste den ganzen Raum. Vom Teufel war keine Spur;

aber der Frater Bräumeister sagte, daß in neuerer Zeit viele Bier- und Weinflaschen abhanden gekommen, und da er den Keller selbst verschlossen, so könne ihn nur ein Dieb mit einem zweiten Schlüssel geöffnet haben, und dieser Dieb müsse, seiner Ansicht nach, noch im Keller stecken. Am Ende, meinte er, kriegen wir statt des Teufels den Flaschendieb!

„Au weh! Um Gotteswillen! Au weh!“ schrie jetzt hinter einem Fasse, welches der Marktschreiber mit dem Degen untersuchte, eine ängstliche Stimme. Alles eilte hinzu und sah, wie Herr Perchtold mit starker Hand den schreienden Teufel hinter dem Fasse hervorzog.

„Dieser Teufel ist nicht stichfest!“ rief er dabei, „laßt uns sehen, ob er hiebfest ist!“ Dabei steckte er den Degen in den Stock und prügelte mit diesem auf den Schwarzen lebhaft los.

Dieser schrie jämmerlich; endlich packte ihn der Marktschreiber an den Hörnern, zog ihm mit diesen den ganzen Pelz vom Leibe, und hervor kroch wirklich ein armer Teufel – ein Schneiderlein aus Neukirchen.“¹⁵

Die Gesellschaft war durch diese Erzählung sehr ergötzt, und lange drehte sich das Gespräch um den entteuften Schneider.

Eine Menge anderer Neuigkeiten hatte der Kantor noch in petto, die er in der heitersten Weise erzählte. Nur hie und da erinnerte er sich wieder an den Doktor und konnte seinen Unwillen über denselben nicht unterdrücken. Wir sind aber berechtigt, hier anzuführen, daß die kleine Feind-

15 Der Teufel auf der Haselmühle wurde auf ähnliche Weise durch einen Müllerburschen entteuelt, als er wiederholt im Begriffe war, einen Sack Mehl fortzuschleppen.

schaft von keiner langen Dauer war und der Kantor bei einer günstigen Gelegenheit dem Doktor ebenfalls ein ordentliches Näschen gedreht hat.

XIV.

Des anderen Tages nach der Messe begab sich der Pfarrer zum Rittermargerl und erfreute sie nicht wenig durch die guten Nachrichten über Julchen.

Es bedurfte aber all seiner Beredsamkeit, die Alte für Adalbert günstiger zu stimmen, und er brachte sie erst nach langem Hin- und Herreden dahin, dem Arzte persönlich für das danken zu wollen, was er an Julchen gethan.

„Wenn er nur ein anderes Gesicht hätte,“ sagte Margareth. „Ich wollte den jungen Doktor recht lieb haben - aber dieses Gesicht!“

„O, Ihr werdet dieses Gesicht wieder schön und lieb finden,“ fiel ihr der Pfarrer in die Rede, „habt Ihr Euch nur erst wieder daran gewöhnt. Seid stark, Margareth, wie Ihr es immer gewesen, und erlaubt mir, daß ich Euch den Doktor bringe.“

„Heute schon?“ rief die Alte.

„Ja, heute noch; denn morgen früh muß er Julchen wieder besuchen; Ihr könnt ihm an diese Aufträge geben, und Euch darüber von ihm erzählen lassen.“

Nach langem Widerstreben willigte endlich die Alte ein. Der Pfarrer ging, Adalbert und Ortolf zu holen, mit welchen er bald wieder kehrte. Das Rittermargerl hatte die Augen geschlossen; denn sie fürchtete sich ordentlich, Adalbert anzusehen.

„Hier bring ich Euch meine lieben Gäste, Margareth,“ sag-

te der Pfarrer, „meinen Paten Ortolf und seinen Freund, Herr Doktor Woogen.“

Adalbert war äußerst aufgeregt.

„Was macht meine Julie?“ fragte die Alte.

„Sie grüßt und küßt Sie, Mütterchen,“ antwortete Adalbert, der Alten Hand ergreifend und an seine Lippen drückend.

„Wer küßte meine Hand?“ fragte hastig die Alte, noch immer mit geschlossenen Augen.

„Ich, Mütterchen“ sagte Adalbert mit aller Herzlichkeit. „Ich küßte Ihnen dieselbe in Julchens Auftrage, welche sich unendlich nach Ihnen sehnt. Sehen Sie mich doch an; warum mich hassen, während ich Sie liebe? Was kann ich denn für mein Gesicht?“

„Sie lieben mich?“ fragte Margareth leise. „Warum lieben Sie mich?“

„Weil mir Julchen so viel Schönes von Ihnen erzählt hat; weil ich erfahren, daß Sie ein so gutes Herz haben, und weil ich überhaupt das Alter ehre und liebe.“

Adalbert hatte wiederholt der Alten Hand ergriffen; diese schlug jetzt die Augen auf und heftig zitternd blickte sie stier in das ihr so verhaßte Gesicht des jungen Mannes.

„Ich bin ein Kind,“ sagte sie nach einer kleinen Pause. „Verzeihen Sie mir, ich bin wie ein kleines Kind. Aber fragen Sie nur diese Herren, ob das Bild meines Sohnes nicht eine täuschende Aehnlichkeit mit Ihnen hat. Und Sie heißen auch Adalbert?“

„Ich heiße Adalbert!“

Die Alte schwieg und konnte ihren Blick nicht mehr von

Adalbert wenden; dieser sah ihr mit aller Liebe in die Augen und brach endlich das Schweigen, indem er sagte: „Mütterchen, gewöhnen Sie sich immer an das Gesicht und erlauben Sie mir, daß ich Ihnen täglich Nachrichten von Julchen bringe.“

„Wie lange kennen Sie Julchen schon?“

„Seit Sonntag, wo ich hier ankam.“

„Und warum nehmen Sie an dem Mädchen so viel Anteil?“

„Warum? Ich bin Arzt, und wie dem Priester das geistige, so liegt mir das leibliche Wohl meiner Nebenmenschen am Herzen. Und wäre ich auch nicht Arzt, ich würde mich doch zu dem Unglücklichen hingezogen fühlen und zu lindern suchen, soweit es in meinen Kräften steht; denn wer hätte mehr Anteil auf unsere Teilnahme und Liebe als der Unglückliche? Wollte man einem solchen noch die Menschenliebe nehmen, so bände ihn nichts mehr an diese Erde als ein verhaßtes Leben, dessen Ende dann sein einziger Wunsch wäre.“

„Das ist wahr,“ versetzte die Alte, „und wenn nun dieses Leben nicht entweichen will, ein Leben, das keinen Reiz und nur eine Erinnerung hat, welche den Blick in die Vergangenheit trübt und die einmal geschlagenen Wunden ewig bluten läßt, - welcher Trost bleibt einem solchen Menschen?“

„Der Trost einer besseren Zukunft,“ sagte der Pfarrer. „Margareth, der Himmel lenkt unsere Schicksale. Er läßt uns oft nur deshalb so lange warten, um uns noch hier auf Erden durch unverhoffte Freuden für erlittenes Unglück zu entschädigen. Vielleicht ist es auch bei Euch so der Fall, Margareth.“

„Bei mir? O, welche Freude könnte mir die Erde noch bieten? Meine Freuden sehe ich allerdings in der Zukunft; aber nicht hier unten mehr, sondern dort oben, wo ich bald bei Gott zu wohnen hoffe.“

„Aber, Mütterchen,“ sagte Ortolf, „wenn Euch noch Freuden blühten, wenn Ihr doch noch durch liebe Bande an dieses Leben gefesselt wäret: o, nicht wahr, Ihr würdet Euer Herz der Freude nicht verschließen, und ein Glück nicht von Euch weisen, das Euch der Himmel bis jetzt aufbewahrt?“

„Ein Glück, das mir der Himmel aufbewahrt?“ fragte die Alte überrascht, und nachdem sie den Pfarrer und Ortolf fest angeblickt, ließ sie ihr Auge auf Adalbert ruhen und fing dann plötzlich zu weinen an.

„Warum weinen Sie, gutes Mütterchen?“ fragte Adalbert, der Alten Hand erfassend.

„Weil Sie mich lebhaft wieder an längst vergangene Zeiten erinnern,“ entgegnete rasch die Alte; „Sie gleichen nicht nur meinem Sohne, sondern auch meinem braven Gatten. So stand er einstens in Augsburg vor mir und blickte mich so mild an, wie Sie es jetzt thun. Warum hat mein Sohn dieses nie gethan? O, daß mir ein solcher Sohn gelebt hätte!“

Adalbert konnte nicht länger mehr an sich halten und rief: „Es lebt Ihnen ein solcher Sohn in Ihrem Enkel! Ich bin es, der Sohn Ihres Adalbert!“

Die Alte wußte nicht, wie ihr geschah, und sah den Pfarrer fragend an.

„Es ist so, Margareth,“ sagte dieser. „Ein Enkel kniet vor Euch, den Ihr mit Stolz in Eure Arme schließen dürft. Ich

stehe für die Wahrheit, wenn Euch das Herz dieselbe nicht schon verkündet hätte. Er ist ein Werrfels, der Sohn desjenigen, dem Ihr geflucht, und welcher Euch in seinem Sohne um Versöhnung bittet.“

„Ihr treibt mit mir einen Scherz,“ versetzte die Alte lächelnd, und Adalbert mit ihren Blicken durchdringend, fuhr sie sichtbar aufgereggt weiter: „Die Aehnlichkeit! Sollte es wirklich – Nein, nein! Warum quält Ihr die alte Margareth am Rande ihres Grabes noch mit der Vorspiegelung eines solchen Glückes?“

„Thut uns nicht Unrecht, Margareth,“ erwiderte der Pfarrer. „Der Vater dieses jungen Mannes war Adalbert Baron von Werrfels und besaß das Gut Werrfels an der polnischen Grenze. Er heiratete ein Fräulein Woogen, die er aber, wie Ihr später erfahren sollt, samt ihrem Kinde verlassen hat. Statt des Namens seines Vaters, der niemand anders als Euer Sohn gewesen, erhielt das Kind den Namen seiner Mutter, den Namen „Woogen“, und jenes Kind kniet jetzt als Mann vor Euch, seiner Großmutter, welche er durch des Himmels wunderbare Schickung so unverhofft gefunden.“

Mit steigender Aufmerksamkeit und Verwunderung hatte die Alte diesen Worten gelauscht und bald den Pfarrer, bald Adalbert anblickend, neigte sie sich nach einer feierlichen Pause zu diesem nieder, und zog ihn schweigend an ihr Herz; dann aber sank sie erschöpft in ihren Stuhl zurück.

„Habt keine Angst um mich,“ sagte sie leise, wohl erkennend, welchen Schrecken sie den Männern verursacht, „ich werde noch nicht sterben. Gott will mir noch einige freudige Tage schenken, und hat mich auch dieses uner-

wartete Glück angegriffen, ich werde mich schnell wieder erholt haben.“ Und Adalbert mit ihren Armen umschlingend, rief sie: „Ja, ja, ich fühle es, daß mein Blut in deinen Adern rollt, du bist mein Enkel, ich bin deine Großmutter. Dieser selige Augenblick versöhnt mich mit der ganzen Welt, und selbst mit meinem Sohne! O, sprich, lebt er noch?“

„Er ist tot und war für mich tot, so lange ich denke.“ Und nun erzählte er, was ihm bekannt.

„Mein Fluch - mein Fluch,“ rief die Alte öfters unter Thränen aus, „hat ihn durchs Leben verfolgt! Verzeih ihm Gott, wie ich ihm jetzt verziehen!“ und Adalbert herzlich umarmend, sprach sie weiter: „Dein Anblick, der mir noch vor einer Stunde so verhaßt gewesen, er giebt mir neues Leben. Mein ganzes Inneres löst sich in Wonne auf. Ach, die alte Margareth fühlt sich glücklich!“

„Wir wollen Euch jetzt allein lassen,“ sagte der Pfarrer; „Adalbert kann Euch diesen Nachmittag wieder besuchen.“

„Nein, nein!“ fiel die Alte hastig ein. „Adalbert muß bei mir bleiben. Er darf mich nimmer verlassen!“

„Das werde ich auch nimmer, Großmütterchen!“ sagte Adalbert erfreut. „Ich werde, so lange Sie leben, bei Ihnen bleiben. Doch könnte Sie mein Hierwohnen in Ihrer gewohnten Ordnung stören, weshalb ich vorderhand von des Herrn Pfarrers Gastfreundschaft noch länger Gebrauch mache. Für jetzt aber muß ich hinaus ins Freie. Mein Herz schlägt so heftig und freudig, daß mir hier alles zu enge wird!“

Er umarmte und küßte die Alte und verließ sie mit seinen Freunden. An einem einsamen Plätzchen weinte er sich

aus. Es waren Thränen der Freude, und dieser Thränenstrom war die Taufe seines jungen, schönen Glückes.

XV.

Mehrere Tage sind unterdessen verflossen. Adalbert war stets um seine Großmutter, welche sich in ihrem 94. Jahre noch einmal zu verjüngern schien. In der ganzen Umgegend hatte dieses Ereignis die freudigste Teilnahme gefunden und von nah und fern kamen die Leute, um die Alte zu beglückwünschen, und ihren Enkel zu sehen. In der Kirche wurde ein Dankamt gehalten. Die Armen erhielten von Margareth eine namhafte Summe, und aus vielen dankbaren Herzen stiegen für sie Gebete zum Himmel. Der Pfarrer, an alles denkend, überredete die Alte, ihr früher abgefaßtes Testament umzustoßen und ein neues zu gunsten Adalberts anzufertigen. Dies geschah auch: aber gleichwohl bedachte sie die Kirche von Eschlkam und das Julchen mit nicht unbedeutenden Summen.

Ortolf machte fleißig Partien in der Umgegend, und zum Beschlusse seines Aufenthaltes im bayerischen Walde besuchte er die Kirchweih auf dem Arber, wobei ihn Adalbert und der Doktor von Furth begleiteten.

Auf dem Wege nach Lam, wohin sie des Pfarrers Fuhrwerk brachte, hielten sie sich einige Stunden in Neukirchen beim heiligen Blut auf, einem der schönsten und historisch merkwürdigsten Marktflecken des Waldes¹⁶ und bestiegen

16 Neukirchen bei hl. Blut ist gleich Furth und Eschlkam nunmehr eine ganz vortreffliche „Sommerfrische“ geworden. Die prächtige Lage am Fuße des tannenbestockten Hohenbogen, die gerühmte gute Verpflegung und die biedereren Bewohner tragen dazu bei, daß sich die Fremden hier bald heimisch fühlen und - häufig, schon im nächsten Jahre wieder kommen.

dann von dem prächtigen Gebirgsdorfe Lam aus den Arber. Die Aussicht von dort oben war infolge der klaren Luft unermesslich und unbeschreiblich schön. Vom fernsten Osten erblickten sie die Alpenkette mit dem Schneeberge bei Wien beginnend, bis hin in den tiefsten Westen, wo sich die Lechthaler- und Appenzeller Gebirge am Horizonte verlieren. Das Auge des Beschauers umfaßte den ganzen Nordgau, das Fichtelgebirge und in der Nähe den ganzen Bayerwald. Sie sahen mit ihrem guten Fernrohr den Domturm, auf den Hradschin und den Wissehrad von Prag, ja sogar die Gipfel des Riesengebirges. Adalberts Blicke jedoch waren meist nach der Richtung wie gebannt, in welcher der Kirchturm mit dem Schlosse von Eschlkam mit freiem Auge erkennbar war. Für die Lieben dortselbst sammelte er „veilchenduftende Steine,“ welche sich hier vorfinden, und einen frischen Gebirgsstrauß. Ortolf aber blickte begeistert nach den unermesslichen Wäldern, den schöngeformten Berggipfeln, den saftiggrünen Thälern, nach den Schlössern und Ruinen hüben und drüben der böhmischen Grenze, und es erwachte in ihm der Gedanke, dieses schöne Gebirgsland größeren Kreisen bekannt zu machen, sei es durch landschaftliche Schilderungen oder durch unterhaltende Erzählungen über das Kulturleben der Wäldler. Er fühlte in sich den Beruf hiezu, und die innige Liebe zur Heimat, so hoffte er, würde ihm die Feder führen zur Verherrlichung des bis jetzt so vernachlässigten schönen Bayer- und Böhmerwaldes.

Wiederum nach Eschlkam zurückgekehrt, war es Zeit, daß Ortolf Abschied nahm, da dessen Urlaub zu Ende.

Ungerne trennte er sich zwar von seinen Freunden und seiner Heimat; aber ihm lächelte die Erfüllung seines höchstens Wunsches entgegen, die Hand seiner Auguste,

und er versprach mit seinem lieben Weibchen bald wiederzukehren, um sie seinen Freunden vorzustellen. - -

Julchens Besserung schritt rasch vorwärts. Adalbert besuchte sie fast täglich in Schwarzenberg und je öfter dies geschah, desto mehr ward sein Herz an das schöne Mädchen gefesselt. Sie durfte bereits das Bett verlassen und sich im Garten, und in der Nähe des Hauses ergehen. Sie freute sich von einem Tage zum anderen auf den Besuch des Doktors, und wenn die bestimmte Zeit heranrückte, sah sie erwartungsvoll nach dem Wege, auf welchem er herankommen mußte. Sie mußte so gar oft an ihn denken - den ganzen Tag fast nur an ihn, und selbst in ihre Träume folgte das schöne Bild des jungen Arztes. Noch wußte Julchen nicht, welches Gefühl in ihrem Herzen aufkeimte, sie hielt es für das Gefühl der innigen Dankbarkeit, welche sie Adalbert schuldig war.

Doch warum schlug ihr Herz so freudig, wenn sie ihn herankommen sah? Warum überflog ihre blassen Wangen ein so liebliches leichtes Rot, wenn sie ihm entgegengeilte und die Hand zum Gruße reichte? Warum fühlte sie sich in seiner Nähe so zufrieden, so heiter, und warum sah sie ihn so ungern von sich scheiden?

Julchen verstand sich selbst nicht mehr. Oft stand sie sinnend an einem Rosenstocke und drückte die Blüten an ihre schönen Lippen; dann wand sie niedliche Sträußchen, mit denen sie den Doktor erfreuen wollte - und war er da, so wagte sie's doch wieder nicht, ihm dieselben zu überreichen.

Die Nachricht, daß die Margareth Adalberts Großmutter sei, erfüllte das Mädchen mit unendlicher Freude, und wie sehnte sie sich jetzt nach Eschkam zurück, um sich mit

der Alten freuen zu dürfen! Aber der Doktor hatte es immer noch nicht gestattet, daß Julchen nach dem Marktflecken fuhr, denn so gesund sie auch zu sein glaubte, so war sie doch noch sehr leidend und bedurfte stets der größten Ruhe. -

Endlich - endlich kündigte ihr Adalbert an, daß er ihr in Schwarzenberg den letzten Besuch gemacht, daß sie morgen mit der Lehrerin nach Eschlkam fahren dürfe, und bei dem Rittermargerl schon alles zu ihrem Empfange hergerichtet sei!

Welch freudige Kunde war dies für Julchen! Die kleine Klara weinte freilich, als sie von Julchens Abschied vernahm; aber diese versprach ihr, recht of nach Schwarzenberg zu kommen, und die Lehrerin tröstete sie ebenfalls mit dem Versprechen, Julchen recht oft besuchen zu dürfen.

Am Nachmittag des nächstfolgenden Tages fuhr denn auch die Lehrerin mit Julchen und der kleinen Klara nach Eschlkam.

An der Thüre zu Margareths Wohnung war ein schöner Triumphbogen angebracht, und alles zu einem herrlichen Empfange Julchens bereit. Als diese durch den Markt fuhr, drängten sich die Eschlkamer neugierig und erfreut an ihren Wagen, denn alle wollten das „gescheite Julchen“ wieder sehen, und ihr die Hand zum Willkomm drücken. Auch der Pfarrer und der Kantor begrüßten sie, und wenige Minuten darauf lag sie in Margareths Armen und weinte Thränen der unaussprechlichsten Freude an dem Busen der Greisin.

Das Rittermargerl hatte den Pfarrer, den Kantor, die Lehrerin, und noch mehrere zu einem Nachmittagskaffee geladen, und es wurde dabei in der heitersten Weise die Gene-

sung Julchens gefeiert. Diese, sobald sie sich einigermaßen unbemerkt glaubte, eilte aus dem Hause nach dem daranstoßenden Friedhofe, um an den Gräbern ihrer Eltern beten zu können. Wie angenehm wurde sie hier überrascht! Beide Gräber waren frisch mit den schönsten Blumen geschmückt. Sie wußte, daß sie schon viel an diesen Gräbern verweilt habe; aber es war ihr wie ein Traum. Ihrer selbst bewußt kniete sie jetzt zum ersten Male hier nieder und betete für die Dahingeschiedenen.

Julchen fühlte sich lebhaft, daß sie nun niemand mehr angehöre, als sich selbst, und daß sie vereinsamt auf der Welt dastehe. Dieser Gedanke machte sie recht traurig und sie rief: „Du gute, alte Mutter, warum hast du mich allein zurückgelassen?“

„Nicht doch, Julchen,“ sprach hinter ihr eine zärtliche Stimme, „Sie sind nicht allein!“

Julchen wandte sich um, und sah in das freundliche Gesicht Adalberts, der mit entblößtem Haupte vor ihr stand.

„Sterben ist unser aller Los, gutes Kind,“ sagte er, „die älteren müssen uns nach dem Laufe der Natur vorangehen; wir jüngeren folgen nach. Ich ehre Ihren Schmerz für die teuren Dahingegangenen; aber vergessen Sie darüber die Lebenden nicht, nicht Ihre Freunde. Sie stehen nicht vereinsamt in der Welt, Julchen, gewiß nicht, so lange ich lebe!“

„So lange Sie leben?“ fragte das Mädchen mit ungewissem Tone.

„Ja, Julchen!“ antwortete Adalbert und ergriff ihre Hand.

Julchen erwiderte unwillkürlich des Doktors Händedruck. Ein freudiger Schauer ging durch ihre Seele.

„Julchen,“ sagte Adalbert, „Sie haben unlängst in Schwarzenberg den Wunsch ausgesprochen, mir vergelten zu können, was ich an Ihnen gethan. Wohlan! Sie können es tausendfach!“

„Ich könnte es? Womit?“

„Durch Ihre Gegenliebe. Ich liebe dich, Julchen, ich liebe dich unaussprechlich! Hier an den Gräbern deiner Eltern mache ich dir dieses Geständnis zum ersten Male; ihre Geister umschweben uns vielleicht in diesem Augenblicke und sagen dir, wie wahr, wie tief ich für dich fühle.“

„Wie, Sie lieben mich?“ rief Julchen. „O, so bin ich ja unendlich glücklich, wie ich es auf dieser Welt nie zu werden träumte!“ Und Thränen der Freude rollten über ihre leicht geröteten Wangen.

Plötzlich fühlte jeder eine Hand auf sein Haupt gelegt, und sie erblickten hinter sich das Rittermargerl.

„Ihr liebt euch, Kinder?“ sagte sie lächelnd. „Ich gebe euch mit inniger Freude meinen mütterlichen Segen!“

Adalbert und Julchen waren vor der Greisin niedergekniet und empfingen ihren Segen.

So wurde über dem Aschenhaufen des Todes, das Glück zweier Menschen gegründet, und diesen begann an der Stätte der Verstorbenen ein neues, schönes Leben mit entzückender Gegenwart und glückverheißender Zukunft.

XVI.

An einem schönen Herbsttage, zu Anfang Oktober, ward es in dem kleinen Orte schon am frühesten Morgen recht lebendig. Die Mehrzahl der Bewohner war sonntäglich aufgeputzt, und der Dörfelschneider hatte, wie es nur bei au-

ßerordentlichen Gelegenheiten der Fall war, seinen mit Met und Lebkuchen angefüllten Verkaufstisch vor das Haus gestellt, die Vorübergehenden zum Einkaufe einladend. Im Kalender stand gerade kein Feiertag; aber Eschlkam hatte heute einen Festtag, da Margareths Enkel mit Julchen seine Hochzeit feierte.

Der Hochzeitlader mit dem geschmückten Stocke hatte nah und fern seinen Spruch gehalten, mit Kreide den in einer Zitrone steckenden Rosmarinzweig auf die Thüren gezeichnet, und jedermann kam dieser Ladung mit Freuden gerne nach.

Auch von weiterer Ferne waren Hochzeitsgäste angekommen, und unter diesen stand obenan Ortolf mit seinem jungen Weibchen. Vor wenigen Tagen erst mit dieser getraut, glaubte er seiner Hochzeitsreise kein würdigeres Ziel als seinen Geburtsort geben zu können, und um so erwünschter kam ihm gerade die Einladung Adalberts zu dessen eigener Hochzeitsfeier.

Der Herr Kantor hatte vom frühesten Morgen an zu schaffen, zu richten und zu kommandieren, gleich einem Generale vor der Schlacht; denn auf ihm ruhte ein gutes Stück der heutigen Feierlichkeiten, welche seinem Erfindungsgeiste aber auch gewiß alles Lob verschaffen sollten.

Das Bräutchen war von vielen Mädchen umgeben, welche ihren Anzug zurecht richteten.

Sie lächelte so übergücklich, und aus ihren großen, schönen Augen perlte eine Thräne nach der andern nieder, lauter Thränen der innigsten Glückseligkeit. Ihr sonst so blasen Gesicht war heute mit einem leichten Rot überflogen, und ihr liebliches Lächeln machte sie in der That bezaubernd.

Wir übergehen die Vorbereitungen, die Trauung und das Festamt, bei welchem der Kantor ein neu einstudiertes Violinsolo zum Besten gab; wir übergehen die Menge der Hochzeitsgäste und der Zuschauer; denn da gäbe es gar viel zu erzählen.

Im Gasthause beim Späth ging es hoch her. Das war ein Gerenn und Gelauf! Im Saale ertönte die Tafelmusik, und das Mahl ging in größter Heiterkeit vor sich. Ein Freischüssellaufen wurde auch abgehalten, und unter allerlei Belustigungen verging der Tag.

Das Rittermargerl war überall zugegen und war selig vor Freude und Vergnügen. Auguste und Julchen hatten sich schon in den ersten Stunden ihres Beisammenseins lieb gewonnen.

Der Pfarrer, der Doktor von Furth, der Kantor und auch der Jägerveitl in einem nagelneuen Rocke hatten den zwei jungen Ehepaaren die herzlichsten Toaste ausgebracht, und letzterer fühlte heute ganz besonders, daß er ein Haupthandelnder bei den Adalberts und Julchens entscheidenden Erlebnissen gewesen sei.

Da könnten wir noch viel erzählen von dem Jubel und der Lust des Tages, von den Trompeten und Pauken, und wie der Baß-Wastl seine neue Geige einweihte, daß die Fenster klirrten und wie der Kleßin mit seiner Klarinette trillerte, daß einem vor Freude die Augen übergingen.

Das war ein Reigen! Und schönere Mädels als wie sie Eschlkam aufweisen konnte, schwangen sich wohl nimmer so im „Deutschen“ herum! Die Schmaus'n-Lisl und die Pfeffer-Nandl, die für ausgemachte Tänzerinnen galten, drehten sich gleich fünf Minuten auf einem Flecke, und der Schmirle-Franz und der Späthen-Wenzl hörten nicht auf

mit Juchzen und Klatschen, bis jedes Mal der letzte Geigenstrich verklungen war. Aber alle hielten aus und sahen bewundernd zu, wenn Adalbert mit Julchen tanzte.

Auch die liebe Eschlkamer Jugend, die in Scharen das Späthsche Haus umlagerte, wurde nicht vergessen; Kücheln und Pavesen flogen in großer Menge unter sie, und manche davon wurden wohl schwer verdient. Kurz, ein solches Fest hatte Eschlkam noch nie gesehen, und noch heute erzählt man dort von Adalberts Hochzeit. - -

Mehrere Jahre sind darüber verflossen. Das Rittermargerl erlebte noch das selige Glück, einen Urenkel in ihrem Schoße zu wiegen, ehe ein sanfter Tod ihr vielgeprüftes Leben schloß.

Nach ihrem Tode kaufte Adalbert ein an der Donau gelegenes Gut und wurde von Ortolf und Auguste, denen auch der Storch schöne Gaben bescherte, häufig besucht. Aber alle Jahre, am Tage der Vermählung Adalberts und Julchens, trafen sich bis zum Tode des Pfarrers, unsere Freunde in dem gemütlichen, gastlichen Eschlkam, wobei sie niemals unterließen, Lichtenegg und den Burgstall zu besuchen, von welcher herrlicher Hochwarte dann manch froher Ruf von ihnen hinaushallte über die saftig grünen Thäler und die tannendunklen Berge des schönen Bayerwaldes.

Ingolstadt, 1856.